

Hexenjäger aus dem Gestern



Hexenjäger aus dem Gestern

Tony Ballard Nr. 29

Teil 1/2

von A.F.Morland

erschienen am 28.10.1983

Hexenjäger aus dem Gestern

Unverhohlene Gier leuchtete in den Augen des Vampirs. Sein Name war Pacar, und er war nicht allein. Sechs Vampir-Diener gehorchten ihm aufs Wort und versorgten ihn mit dem, was er am meisten brauchte – mit Blut! Frisch sollte es sein, und am liebsten war es dem Obervampir, wenn es von einem jungen Mädchen stammte. Diesem Wunsch versuchten seine Diener, die selbst Blutsauger waren, Rechnung zu tragen. Manchmal – so wie heute – beteiligte sich Pacar an der Jagd nach dem köstlichen Lebenssaft. Das Opfer war bereits ausgewählt, aber noch ahnungslos. Ein junges, bildschönes Mädchen namens Selma war es, das im Hause seiner Eltern wohnte und um diese Zeit schon schlief…

Selma war glücklich. Zum erstenmal war ihre Liebe zu einem jungen Mann erblüht. Gordon hieß er, und sie konnte nicht aufhören, in der finsteren Stille ihrer Kammer diesen Namen zu flüstern.

Auf einer Wiese, übersät mit bunten Frühlingsblumen, war sie ihm begegnet, und sie hatte gemeint, ihr Herz müsse zu schlagen aufhören, als er sie ansprach.

Gemeinsam hatten sie einen großen, herrlichen Frühlingsstrauß gepflückt, und obwohl Gordon sie nicht berührt hatte, entbrannte in Selma ein unbeschreibliches Gefühl.

Gordon fragte sie, ob er sie wiedersehen dürfe, und sie sagte mit Freuden ja – und nun lag sie in ihrem Bett, dachte bebend an ihn und konnte es nicht erwarten, bis die Nacht vorbei war.

Denn morgen – morgen würde sie Gordon wiedersehen!

Mit diesem wundervollen Gedanken schlief sie ein. Ein kleines Lächeln umspielte ihre vollen Lippen.

Irgendwann – vielleicht war es Mitternacht – erwachte Selma. Sie schlug die Augen auf und wußte, daß etwas sie geweckt hatte, doch sie wußte nicht, was. Schlaftrunken setzte sie sich auf.

Der Vollmond zeichnete unheimliche Schatten an die Wand. Als Kind hatte sich Selma immer davor gefürchtet, doch darüber war sie hinaus. Nachts hatte sie in ihrer Kammer keine Angst mehr.

Sie fühlte sich hier drinnen geborgen und sicher. Was sollte ihr passieren? Nebenan schliefen Vater und Mutter. Und Selmas Vater war ein robuster Mann mit schweren Fäusten, vor dem man Respekt hatte.

Ein kleines, kaum wahrnehmbares Geräusch drang an Selmas Ohr. Es kam vom Fenster. Sie blickte hin, konnte niemanden sehen.

Ihr Herz schlug schneller. Sie dachte an Gordon.

Um Himmels willen, war er so unvernünftig, sich in diese Gefahr zu begeben? Konnte er seine Gefühle so schlecht bezähmen? Wollte er sie in der Nacht schon wiedersehen?

Das schickte sich erstens nicht, und zweitens würde es Selmas Vater niemals dulden. Was Gordon machte, war riskant. Damit konnte er alles verderben. Selma würde für die nächsten Tage, vielleicht Wochen, Hausarrest kriegen…

Sie stand auf.

Fröstelnd zog sie sich etwas über. Sie mußte Gordon zur Vernunft bringen, ehe ihr Vater wach wurde, denn der würde wenig Verständnis für Gordons nächtliche Klettertour aufbringen.

Ein kalter Schauer rieselte über ihren Rücken, als sie sich dem Fenster näherte. Ob sich Gordon von ihr nach Hause schicken lassen würde? Vielleicht würde er darauf drängen, daß sie ihn in ihre Kammer ließ, aber das würde sie nicht zulassen.

Er mußte einsehen, daß das unmöglich war. Sie kannten einander noch nicht lange genug. Gordon würde die Achtung vor ihr verlieren, wenn sie seinem Drängen nach so kurzer Bekanntschaft schon nachgab.

Nein, sie würde ihm sagen, daß ein Mann, der aufrichtig liebt, warten können muß, und er würde das verstehen. Er mußte es verstehen – oder er meinte es nicht ernst mit ihr.

Selma erreichte das kleine Fenster. Düstere Wolken zogen über den Himmel und verdeckten immer wieder den Mond. Das Mädchen griff nach dem Fensterriegel. Der Wind rauschte durch hohe, finstere Tannen und drückte den Fensterflügel auf. Mit seinen kühlen Fingern zerzauste er Selmas braunes Haar.

Vor ihr befand sich die Schräge des Daches. Sie hatte erwartet, Gordon zu entdecken, doch er befand sich nicht auf den Holzschindeln. Hatte sie sich bloß etwas eingebildet?

War Gordon gar nicht gekommen, um sie in Verlegenheit zu bringen? Wie konnte sie ihm so wenig Selbstbeherrschung zutrauen? Er würde doch nicht… Nein, Gordon nicht. Er besaß Takt und Anstand.

Er wußte, was sich gehörte. Wie hatte sie auf die Idee kommen können, daß er nachts hier herumturnte. War etwa ihr geheimer Wunsch der Vater dieses Gedankens?

Selma erschrak. Ihre Eltern hatten sich die redlichste Mühe gegeben, aus ihr ein frommes, anständiges Mädchen zu machen, und sie hegte solche geheime, verbotene Wünsche!

Vor dir selbst mußt du dich schämen, dachte Selma, und sie sparte nicht mit Selbstvorwürfen.

Unschlüssig stand sie am Fenster und fragte sich, was sie wohl geweckt haben mochte. Irgendein Geräusch, was der Wind verursacht hatte, mußte es gewesen sein.

Sie beugte sich zum Fenster hinaus. Was oder wen erwartete sie zu sehen? Rasch zog sie den Kopf wieder zurück. Gordon befand sich nicht in der Nähe. Selma beschloß, ins Bett zurückzukehren.

Sie wollte unter die weiche warme Daunendecke kriechen und versuchen, von Gordon zu träumen. Das Fenster ließ sie offen. Sie liebte das monotone Rauschen des Windes. Es würde sie sanft in den Schlaf geleiten.

Als Selma – vom Fenster abgewandt – im Bett lag und die Decke bis ans Kinn gezogen hatte, glitt die erste schattenlose Gestalt zum offenen Fenster herein.

Das Mädchen merkte nichts davon.

Eine zweite schlanke dunkle Gestalt folgte. Die Vampire bewegten sich so lautlos, daß Selma nichts hören konnte.

Selma atmete tief und regelmäßig. Es dauerte nicht lange, da dämmerte sie allmählich hinüber, während sich die Vampire ihrem

Bett näherten. Unheimlich waren die geschmeidigen Gestalten anzusehen.

Das Mädchen hatte nicht die geringste Chance. Auch ihr Vater konnte ihr nicht helfen. Zum einen wußte er nicht, in welcher Gefahr sich seine Tochter befand, außerdem hätten ihn die Blutsauger grausam getötet, wenn er versucht hätte, sie daran zu hindern, das Mädchen mitzunehmen.

Das junge Glück, eben erst aufgeblüht, würde wie dünnes Glas zerbrechen. Gordon würde Selma nicht wiedersehen. Nie mehr, denn das Mädchen war dem Tod geweiht.

Pacar, der Vampir, lechzte nach ihrem Blut!

Mit kalten Händen griffen die Untoten gleichzeitig zu. Selma riß entsetzt die Augen auf und erblickte bleiche schmale Gesichter über sich. Sie sah blutleere Lippen und spitze Vampirzähne, und sie wollte gellend um Hilfe schreien, doch das ließen die Blutsauger nicht zu.

Eine Hand lag hart auf Selmas Mund und verhinderte den Schrei.

Und als sich eine andere Hand auf Selmas Kehle legte, verlor das Mädchen die Besinnung. Sie wußte nicht, was weiter mit ihr geschah.

Die Vampire verschleppten sie aus ihrem Elternhaus. Vater und Mutter würden sie lange, aber vergebens suchen. Selma würde nie wieder zum Vorschein kommen.

Die Blutsauger trugen das Mädchen zum Fenster, schoben den schlaffen Körper hinaus. Draußen griffen andere Vampire zu. Selma ging von Hand zu Hand. Auch Pacar faßte mit an, und er konnte seine Gier nach dem Blut dieses Mädchen kaum unterdrücken.

Aber er wollte dem unschuldigen Mädchen nicht schon hier seine langen, dolchartigen Zähne in den Hals schlagen, sondern erst dort, wo er zu Hause war. Im tiefen, finsteren Wald, in der Vampirhöhle.

Auf sein Zeichen entfernten sie sich von dem Haus, aus dem sie Selma geholt hatten. Seinen sechs Vampir-Dienern war die Gier nach Selmas Blut deutlich ins bleiche Gesicht geschrieben, aber sie hätten es niemals gewagt, dem Obervampir diese Beute streitig zu machen.

Pacar war der älteste und der stärkste Vampir, deshalb hatte er alle Vorrechte, und er bestrafte denjenigen mit unbeschreiblicher Grausamkeit, der ihm diese Vorrechte streitig zu machen versuchte.

Man sah Pacar sein Alter nicht an. Er sah aus wie dreißig, wirkte kräftig und hatte stählerne Muskeln. Da er die Zeiten unversehrt überdauert hatte, obwohl immer wieder Männer versucht hatten, ihn zu vernichten, hielt er sich schon beinahe für unverwundbar.

Aber er hatte – wie alle Vampire – seine Grenzen.

Er mußte sich vor den tödlichen Strahlen der Sonne schützen und wäre in fließendem Wasser umgekommen. Und es gab noch einige Dinge mehr, die er nicht vertragen konnte.

Doch bis jetzt waren alle Vampirjäger, die versucht hatten, Pacar zu

vernichten, selbst auf der Strecke geblieben. Und das bestärkte ihn in seiner Einbildung, daß ihm kein Mensch gewachsen war.

Seit undenklichen Zeiten hauste er mit seinen Dienern in der Waldhöhle. Neuerdings gefiel ihm das nicht mehr. Er entwickelte Machtgelüste, wollte den Wald verlassen und über das Volk herrschen.

Er hatte auch schon einen Plan, wie er dieses Ziel erreichen konnte, und er war davon überzeugt, daß der Name Pacar bald in aller Munde sein würde. Voller Ehrfurcht, Angst und Grauen würden ihn die Menschen aussprechen.

Der Tag – oder besser: die Nacht, in der Pacar die Macht an sich reißen würde, war nicht mehr allzu fern. Dennoch war das Zukunft, und Pacar wollte sich auf die Gegenwart konzentrieren, denn ihr Name war Selma!

Die sieben Vampire erreichten die Höhle. Sie tauchten ein in die schwarze Öffnung und lösten sich förmlich in der Dunkelheit auf.

Da sie Schattenwesen waren, Gestalten der Nacht, fanden sie sich auch ohne Licht zurecht.

Der Schlund der Vampirhöhle verbreiterte sich.

Pacar blieb stehen. »Macht Feuer!« befahl er seinen Vampir-Dienern.

Sie legten Selma auf einen großen kalten Stein. Ihre Arme hingen links und rechts herab. Pacar leckte sich die dünnen Lippen. Das Blut dieses jungen schönen Mädchens würde ihn kräftigen, stark und unbezwingbar machen für künftige Aufgaben.

In einer Nische war trockenes Holz aufgeschichtet, und bald brannte ein helles, heißes Feuer, dessen Nähe die Vampir-Diener mieden. Schattenlos standen sie da und starrten auf das Mädchen, das immer noch bewußtlos war.

Sie hätten ihren Blutdurst auch gern gestillt, doch keiner hatte den Mut, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Pacar trat an den Stein heran, auf dem das Mädchen lag. Seine Lippen hoben sich und entblößten die spitzen Hauer.

Er breitete die Arme aus und beugte sich langsam über Selma.

Ein gieriges Fauchen drang aus seiner Kehle. Dieser Laut weckte das Mädchen. Es zuckte heftig zusammen.

Als Selma sich aufrichten wollte, packte Pacar mit beiden Händen zu. Er preßte sie auf den glatten Stein nieder. Das Mädchen stieß einen gellenden Schrei aus.

Selma wehrte sich verzweifelt. Sie bäumte sich auf, versuchte nach Pacar zu treten, wollte sein Gesicht zerkratzen, doch all das gelang ihr nicht. Sie konnte den Vampir nicht fernhalten.

Der Untote biß zu!

Er ließ von dem Mädchen erst ab, als kein Tropfen Blut mehr in ihr war.

Bleich und tot lag Selma dann vor ihm auf dem Stein. Da er nicht

wollte, daß sie zur Vampirin wurde, hatte er Vorkehrungen getroffen. Mit seinem Biß hatte er ihr den Vampir-Keim eingepflanzt.

Sie hätte sich bald als Untote erhoben und sich vom Blut anderer Menschen ernährt und am Leben erhalten. Damit es dazu nicht kam, schob Pacar nun seine starken Arme unter den Körper des Mädchens, hob ihn hoch und trug ihn zum prasselnden Feuer.

Er warf den Leichnam in die Flammen.

Pacar grinste zufrieden. Das Blut des Mädchens glänzte auf seinen Lippen. Er wischte es mit dem Handrücken ab, war satt und fühlte sich großartig. Seine schwarzen Augen streiften die Diener.

»Bald ist unsere große Zeit gekommen!« sagte er knurrend. »Ihr wißt, daß ich Großes vorhabe. Es dauert nicht mehr lange, dann ist mein Name in aller Munde. Und ihr werdet an meiner Seite stehen und mit mir herrschen!«

***

1983

Chuck Farda gähnte. Er saß in seinem Wagen, lauschte dem Autoradio und hatte Langeweile.

Die Musik gefiel ihm zwar, aber wenn man stundenlang herumsitzt und nichts zu tun hat, kann man schon sauer werden.

Farda war Privatdetektiv. Er ähnelte denen, die man im Fernsehen gezeigt bekam, war groß, sportlich, sah unverschämt gut aus und hatte Erfolg bei Frauen. Sein Haar war jettschwarz und unglaublich dicht. Es gab viele Mädchen, die ihre Finger schon in dieses Haar gewühlt und dabei leidenschaftlich geseufzt hatten.

Er stippte eine Zigarette aus der Packung und klemmte sie sich zischen die Lippen. Dann drückte er auf den Knopf des elektrischen Anzünders und wartete einige Sekunden.

Ein metallisches Klicken zeigte ihm an, daß der Anzünder glühte.

Er zog ihn heraus und brannte sich das Stäbchen an. Seit zehn Jahren arbeitete Chuck Farda nun schon als »Schnüffler«.

Anfangs hatte er sein eigenes Büro gehabt, sich aber nur so recht und schlecht über Wasser gehalten. Das änderte sich erst, als er bei Jack Crawford einstieg, denn dieser verfügte über die nötigen Beziehungen, um an die großen, einträglichen Fälle heranzukommen.

Wie sich Crawford diesen guten Namen gemacht hatte, war Farda ein Rätsel, denn sein Chef hockte die meiste Zeit zu Hause und ließ andere für sich arbeiten.

Dabei wurde er immer fetter und fauler. Aber man mußte ihm trotzdem bescheinigen, daß er ein hervorragender Stratege war. Er ließ andere die Laufarbeit machen und brachte die Gangster mit seinem schlauen Köpfchen zur Strecke.

Den Auftrag, bei dem sich Farda allmählich zu Tode langweilte, hatte

Crawford wohl nur deshalb übernommen, weil er ihm eine Menge Geld bei minimalem Einsatz einzubringen versprach.

Wenn Farda hätte entscheiden dürfen, dann hätte er diesen Auftrag trotzdem nicht angenommen. Er war ein Mann der Tat. Wenn er arbeitete, dann sollte man das auch sehen.

Stundenlang dazusitzen und bloß ein Haus anzuglotzen, das war absolut nicht nach seinem Geschmack. Er hatte das seinem Chef auch gesagt, doch Jack Crawford hatte darauf nur mit einem gleichgültigen Schulterzucken reagiert.

Das Autotelefon meldete sich mit einem schnarrenden Signal.

Chuck Farda griff nach dem Hörer.

»Ja?«

Am anderen Ende war Crawford. »Irgend etwas Neues, Chuck?«

»Nein, Sir. In diesem Fall hätte ich Sie umgehend informiert.«

»Irgendein Problem?«

»Ja, Sir. Ich weiß nicht, ob ich meine Beine noch gebrauchen kann. Kann sein, daß sie durch das viele Sitzen allmählich verkümmert sind.«

»Ich weiß, wie Sie über diesen Fall denken, Chuck. Sie brauchen mir das nicht immer wieder auf eine neue Variante zu servieren.«

»Lieber schieße ich mich mit drei stadtbekannten Killern gleichzeitig«, brummte Farda.

»Mir scheint, Sie haben die Wichtigkeit Ihrer Arbeit immer noch nicht begriffen.«

»Aber ja doch. Ich sitze hier und warte, bis etwas passiert.«

»Sie warten auf Frank Esslin! Sie observieren sein Haus!«

»Weiß ich doch, Chef. Der Mann war früher mal ein angesehener WHO-Arzt. Er wechselte die Fronten, und nun ist er brandgefährlich.«

»Sie vereinfachen die Geschichte aber sehr, Chuck.«

»Trifft's nicht den Kern?«

»Nicht ganz. Frank Esslin ist kein gewöhnlicher Verbrecher, wie Sie wissen. Er hat die Fronten auch nicht aus freien Stücken gewechselt.«

»Ja, ja, ein tragisches Ereignis hat ihn zu dem gemacht, was er heute ist. Man nennt ihn den Söldner der Hölle. Verdammt, Sir, an diesem Knochen nage ich ununterbrochen. Ich kann mich mit dieser Backgroundstory einfach nicht abfinden.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht an Geister und Dämonen glaube:«

»Das steht hier nicht zur Debatte.«

»Finde ich doch. Schließlich soll ein Dämon namens Rufus Frank Esslin ja auf seine Seite geholt haben.«

»Niemand verlangt von Ihnen, daß Sie sich mit dieser Geschichte anfreunden, Chuck. Ihre Aufgabe ist es lediglich, Esslins Haus zu beobachten und mir umgehend mitzuteilen, wenn der Mann dort

eintrifft. Dafür bezahle ich Sie überdurchschnittlich gut, oder etwa nicht?«

»Doch, natürlich. Diesbezüglich beklage ich mich ja auch nicht…«

»Sollte Esslin auftauchen«, fiel Crawford ihm ins Wort, »nehmen Sie sich in acht. Der Mann ist gefährlich.«

Chuck Farda grinste. Das schärfte ihm sein Chef immer wieder ein. Er glaubte nicht, daß ihm Esslin Schwierigkeiten machen konnte. Er hatte schon viel größere Kaliber hinter Schloß und Riegel gebracht.

»Keine Sorge, Chef. Frank Esslin ist bei mir bestens aufgehoben. Außerdem soll ich ihn nicht kassieren, sondern lediglich sein Erscheinen melden. Ich denke, daß ich das zuwege bringe, ohne mir irgendwelche Blessuren einzuhandeln.«

»Ich kann Ihnen nur noch einmal raten, ihren Job so ernst zu nehmen, wie er ist«, bemerkte Crawford und legte auf.

»Schon gut, schon gut«, murmelte Farda und hob den Hörer in die Halterung. »Ich wette, ich sitze hier vergeblich herum. Zuletzt wurde Esslin in London gesehen. Wohin er dann ging, weiß niemand. Die ganze Welt bietet sich ihm als Schlupfwinkel an. Muß er ausgerechnet hierher kommen? Nach New York? In sein Haus?«

Farda nahm einen Zug von seiner Zigarette. Er blies den Rauch gegen die Windschutzscheibe. Ihm war bekannt, daß der reiche britische Industrielle Tucker Peckinpah Crawford engagiert hatte.

Und er wußte auch, daß dieser Peckinpah einen Privatdetektiv namens Tony Ballard auf Dauer verpflichtet hatte, damit dieser sich ohne finanzielle Sorgen der Jagd auf Geister und Dämonen widmen konnte.

Darüber hinaus war Farda bekannt, daß Tony Ballard und Frank Esslin einmal die besten Freunde gewesen waren. Nun waren sie Todfeinde, und Esslin hätte nichts lieber getan, als Ballard getötet.

Obwohl Chuck Farda das alles wußte, widerstrebte es ihm, an die Existenz von Dämonen zu glauben. Vielleicht kam das daher, weil er noch nie mit einem Dämon zu tun gehabt hatte.

Aber gibt es etwas nur deshalb nicht, weil man es noch nie gesehen hat? Farda rauchte die Zigarette fertig und schnippte sie dann zum offenen Seitenfenster hinaus.

Was war dran an der ganzen Geschichte? Grenzte seine Ignoranz an Dummheit? Sollte er diesem unheimlichen Thema nicht etwas aufgeschlossener gegenüberstehen?

Die Zeit verrann wie zähflüssiger Sirup. Eine Nacht kann verflucht lang sein, wenn man nichts zu tun hat. Ein Auto rollte die Straße entlang. Farda blickte ihm entgegen.

Die Scheinwerfer blendeten ihn. Als das Fahrzeug an ihm vorbeifuhr, sah er einen Mann hinter dem Steuer, und eng an diesen geschmiegt erkannte er ein Mädchen.

Seine Gedanken schweiften zu Sally ab. Sie servierte in einer Pizzeria drüben in Manhattan. Das Lokal hatte rund um die Uhr auf, und Sally kam ganz schön ins Schwitzen, aber sie verdiente bei diesem Job auch nicht schlecht.

Farda hatte sehr viel für die Kleine übrig. Vor allem für ihren üppigen Busen und den strammen Po. Er war bisher zweimal mit der Kleinen ausgegangen, und beim zweitenmal hatte sie ihm erlaubt, sie zu küssen und anzufassen. Mann… Seither konnte er mit offenen Augen von ihr träumen.

Wenn sie jetzt hier gewesen wäre, hätte er keine Langeweile gehabt. Aber sie hatte Dienst. Und Jack Crawford wäre stinksauer gewesen, wenn sein Mitarbeiter sich die Zeit auf diese Weise vertrieben hätte.

Farda sah ein, daß das nicht ging. Aber träumen durfte er davon, das konnte ihm Jack Crawford nicht verwehren. Seine Gedanken kehrten zu Frank Esslins Haus zurück, und plötzlich kam die totale Ernüchterung, denn in dem Gebäude brannte Licht!

»Ist ja ‘n Ding!« sagte Chuck Farda überrascht. Er hatte nicht damit gerechnet, daß so etwas passieren würde.

Licht in Frank Esslins Haus!

Das bedeutete natürlich noch nicht automatisch, daß Esslin dieses Licht angeschaltet hatte, aber es bestand immerhin diese Möglichkeit. Oder waren es Einbrecher, die wußten, daß das Haus seit einiger Zeit nicht bewohnt wurde?

Farda wollte sehen, wer dafür verantwortlich war.

Ein anderer, weniger gewissenhafter Detektiv, hätte wahrscheinlich jetzt schon seinen Chef angerufen und gesagt: »Esslin ist da.«

Aber Chuck Farda wollte ihn erst mit eigenen Augen gesehen haben, ehe er Jack Crawford so etwas berichtete. Er stieß den Wagenschlag auf, drehte das Radio ab und stieg aus.

Er überquerte die Straße und näherte sich dem Grundstück, auf dem Esslins Tudor-Haus stand. Büsche dienten ihm als Deckung.

Vorsichtig pirschte er sich an das Gebäude heran.

Endlich konnte er etwas anderes tun, als bloß dazusitzen und Däumchen zu drehen. Das war schon eher nach seinem Geschmack, und es hätte ihm nicht das geringste ausgemacht, sich Frank Esslin auch gleich zu schnappen.

Vorsichtig wich er dem hellen Lichtschein aus, der aus dem Fenster fiel und ein scharfkantiges Rechteck auf den Rasen zeichnete.

Die letzten Meter legte Chuck Farda geduckt zurück.

Erst neben dem Fenster richtete er sich wieder auf. In dem Geviert auf der Wiese zeigte sich ein Schatten. Ein Riegel wurde gelöst, das Fenster geöffnet.

Farda preßte sich an die Hausmauer. Schritte entfernten sich, und mit ihnen verschwand der Schatten. Jetzt riskierte Chuck Farda ein

Auge. Besser hätte sich der Mann ihm nicht präsentieren können.
Er stand direkt unter dem strahlenden Lüster, und es gab nicht den geringsten Zweifel – das war Frank Esslin, der Söldner der Hölle!

***

Mago, der Schwarzmagier, der Jäger der abtrünnigen Hexen, hatte mein Haus verwüstet, als er sich Mr. Silvers Höllenschwert holte, diese starke Waffe mit dem geheimnisvollen Eigenleben. [1]
Sie akzeptierte nicht jeden als Besitzer. Man brauchte einen ungemein starken Willen, den ein Mensch nicht aufzubringen imstande war.
Deshalb hätte ich das Höllenschwert niemals anfassen dürfen. Es hätte sich augenblicklich gegen mich gewandt und mich getötet.
Das Schwert hatte Mr. Silver schon wertvolle Dienste geleistet.
Da er es nicht ständig mit sich herumtragen konnte, hatte er es zu Hause aufbewahrt, und Mago hatte den günstigsten Zeitpunkt abgewartet, um es sich zu holen.
Nachdem mein Haus in ein Trümmerfeld verwandelt worden war, zogen meine Freunde und ich in ein Hotel, und Tucker Peckinpah veranlaßte, daß unser Heim von Grund auf renoviert wurde.
Nachdem die Arbeiten abgeschlossen worden waren, kehrten wir nach Hause zurück, und ich muß gestehen, daß der von Peckinpah verpflichtete Innenarchitekt – der beste Englands – Großartiges geleistet hatte.
Holzgetäfelte Wände, weiche Teppichböden, farblich darauf abgestimmte Übergardinen… Die Möbel elegant und funktionell …
Obwohl alles neu war, spürten wir noch die vertraute alte behagliche Atmosphäre.
Wir fühlten uns auf Anhieb zu Hause. Die Hausbar befand sich dort, wo sich immer befunden hatte, und ich ging nach einem ersten Rundgang daran, die Gläser für meine Freunde und mich zu füllen.
Unser Nachbar Lance Selby – Parapsychologe – war mit seiner rothaarigen Freundin Oda, einer weißen Hexe, herübergekommen.
Außerdem waren noch Vicky Bonney, meine Freundin, und Mr. Silver anwesend.
Ich teilte die Drinks aus.
Lance hob grinsend sein Glas. »Ich trinke auf euer neues altes Heim. Wenn Mago mal Zeit hat, kann er ruhig auch bei mir vorbeischauen und alles kurz und klein schlagen.«
Heute scherzte er darüber. Aber damals, als es passierte, war ihm anders zumute gewesen. Mago und seine Schergen hätten ihn beinahe umgebracht. Lance hatte geglaubt, sich dem Schwarzmagier entgegenstellen zu können.
Ich nahm einen Schluck von meinem Pernod. Dabei blickte ich in die

Runde. Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, Mr. Silvers Freundin, fehlte. Sie wohnte auch in diesem Haus.

Zur Zeit aber befand sie sich – sie hatte die Fähigkeit, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln – auf großer Wanderschaft. Wir hatten keine Ahnung, wo sie sich befand, wußten nur, daß sie nach wie vor Loxagons Grab suchte.

Er war der erste Besitzer des Höllenschwerts gewesen, und es hieß, daß sich der Name des Schwerts demjenigen offenbarte, der die Klinge in Loxagons Grab stieß.

Und wer den Namen des Schwerts kannte, der konnte mit ihm eine fast untrennbare Einheit eingehen. Als Roxane uns verlassen hatte, hatte sich das Höllenschwert noch in Mr. Silvers Besitz befunden.

Daß dies nun nicht mehr der Fall war, wußte Roxane nicht. Was sie jetzt tat, war eine Fleißaufgabe ohne Nutzen – es sei denn, es gelang Mr. Silver, sich das Höllenschwert wiederzuholen.

Das Telefon läutete. Ich nahm den ersten Anruf im »neuen« Haus entgegen. »Ballard.«

»Na, Tony, wie fühlen Sie sich?« fragte Tucker Peckinpah.

»Großartig, Partner.«

»Hat der Innenarchitekt Ihren Geschmack getroffen?«

»Hundertprozentig.«

»Und was sagen Vicky und Mr. Silver dazu?«

»Wir sind alle begeistert.«

»Das freut mich. Ich hoffe, Sie vergessen nicht, Ihr Versprechen einzulösen, das Sie mir vergangene Woche gaben.«

»Was war das? Helfen Sie mir.«

»Sie wollten Ihr neues Heim einweihen – und mich wollten Sie dazu einladen.«

»Das wird die Fete des Jahrhunderts«, sagte ich grinsend.

»Vladek Rodensky aus Wien muß kommen. Lance Selby und Oda nehmen im Moment an unserer kleinen Vorfeier teil. Sie werden auch dabei sein. An Sie ergeht eine Extraeinladung. Dann hole ich noch Daryl Crenna und die Mitglieder des ›Weißen Kreises‹ zu mir, und natürlich Pater Severin und Professor Hale mit seinem Lieblingsschüler Chao Kai, und wenn Oberinspektor John Sinclair Zeit hat, muß er auch vorbeikommen. Nach dieser Feier werden gleich wieder Renovierungsarbeiten fällig sein. Aber es wird ein Fest werden, an das wir alle lange zurückdenken werden.«

»Hört sich sehr gut an, Tony.«

»Schade, daß Frank Esslin nicht mitfeiern wird«, sagte ich, und meine Miene wurde düster.

Frank war in meinen Augen zur Zeit eine lebende Bombe, die jederzeit hochgehen konnte. Der Söldner der Hölle befand sich im Besitz von gefährlichen Satanskeimen.

Pillen waren das. Wer sie einnahm, der wurde zu einem schrecklichen Ungeheuer. Wir hatten das in Daressalam und in London erlebt…

Wann würde Frank Esslin diesen Höllentrumpf ausspielen?

»Apropos Frank«, sagte ich. »Gibt's diesbezüglich etwas Neues, Partner?«

»Tut mir leid, Tony.«

»Wäre ja auch zu schön gewesen, um wahr zu sein«, brummte ich.

»Wenn ich etwas höre, sind Sie der erste, dem ich es mitteile.«

»Darf ich mir etwas wünschen, Partner?«

»Was?«

»Daß Sie sich bald bei mir melden.«

»Das liegt nicht an mir.«

»Ich weiß.«

Er sagte, ich solle allen Anwesenden herzliche Grüße von ihm bestellen, dann legten wir gleichzeitig auf. Ich leerte mein Glas und stellte es weg. Da elektrisierte mich plötzlich Vicky Bonneys heiserer Ausruf: »Silver!«

Ich wirbelte herum und starrte den Hünen mit den Silberhaaren erschrocken an. Er war fahl geworden und schien geistig nicht da zu sein. Ich eilte auf den Ex-Dämon zu.

Mehr als zwei Meter groß war er und überragte uns alle. Ich packte ihn und schüttelte ihn. »Silver! Mein Gott, Silver, was hast du?«

Panik, Angst, Entsetzen spiegelten sich in seinen perlmuttfarbenen Augen.

»Oda!« keuchte ich. »Kannst du was für ihn tun?«

Die weiße Hexe eilte herbei. Sie aktivierte ihre übernatürlichen Fähigkeiten, berührte den Ex-Dämon und zuckte sofort wieder zurück.

»Was ist los?« wollte ich wissen.

»Er hat Kontakt mit einer anderen Welt«, sagte Oda. »Die Verbindung scheint sehr wichtig zu sein. Ich darf sie nicht unterbrechen.«

»Ist es nicht gefährlich für ihn?«

»Nein, das auf keinen Fall.«

»Was sollen wir tun?«

»Warten«, sagte Oda.

»Verdammt, das ist etwas, was ich nicht besonders gut kann«, brummte ich.

Doch wir brauchten nicht lange zu warten. Die Verbindung zur Jenseitswelt riß jäh ab. Mr. Silvers Lider zuckten, und dann blickte er mich zutiefst besorgt an.

»Erzähle!« verlangte ich ungeduldig.

Lance Selby kam näher. Vicky Bonney lehnte sich an mich. Wir alle hingen mit unseren Blicken an Mr. Silvers Lippen und warteten darauf, daß er endlich sprach.

»Ich hatte Kontakt mit Roxane«, berichtete der Ex-Dämon.
Meine Augen weiteten sich. »Tatsächlich? Wo ist sie?«
»Ich weiß es nicht genau, die Verbindung war schlecht, und sie riß auch nach wenigen Augenblicken schon wieder ab, aber Roxane konnte mir vermitteln, daß sie in Schwierigkeiten ist.«
»Hat sie Loxagons Grab gefunden?«
»Ich glaube nicht.«
»In was für einer Art von Schwierigkeiten befindet sich Roxane?«
»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich unbedingt zu ihr muß.«
»Kennst du den Weg?«
»Ich werde ihn finden«, sagte der Ex-Dämon grimmig.
Ich nickte. »Okay, Freund. Und ich werde dich begleiten!«

***

Frank Esslin, der Söldner der Hölle, goß sich einen Bourbon ein. Er öffnete sein Jackett, und die Schulterhalfter kam zum Vorschein, in der eine Walther-PPK-Pistole steckte.
Früher war diese Waffe mit geweihten Silberkugeln geladen worden. Heute war sie das nicht mehr. Gewöhnliche Patronen befanden sich im Magazin. Schließlich hatte Frank Esslin nicht die Absicht, einem Mitglied der schwarzen Macht das Leben zu nehmen. Er fühlte sich ihr ja selbst zugehörig.
Die Zeiten, wo er sich für das Gute eingesetzt hatte, waren ein für allemal vorbei. Er verfluchte diese Jahre des Irrtums und wäre froh gewesen, wenn es sie nie gegeben hätte.
Er konnte nicht stolz sein auf seine Vergangenheit. Zu häufig hatte er die Hölle bekämpft. Um das wettzumachen, würde er sich gewaltig anstrengen müssen, und selbst dann war es noch fraglich, ob Asmodis über diese Vergangenheit hinwegsehen würde.
Er setzte sich und dachte über seine Situation nach. Er hatte gehofft, mit Rufus einige Zeit zusammenbleiben zu können. Der Dämon mit den vielen Gesichtern hätte ihm vieles beibringen können.
Doch Rufus existierte nicht mehr. Mr. Silver und Tony Ballard hatten ihn für immer ausgelöscht. Daran gab es nichts zu rütteln.
Dieses Kapitel war abgeschlossen. Esslin war auf sich allein gestellt, und er fragte sich, wie er aus seiner Lage das Beste machen konnte.
Plötzlich drang ein Geräusch an sein Ohr. Er schnellte hoch und griff sofort zur Pistole. Ein Einbrecher? Frank Esslin würde ihn mit Blei vollpumpen. Nicht die geringste Chance würde er dem Kerl lassen, der sich erdreistete, unerlaubt sein Haus zu betreten.
Mit langen Sätzen eilte Frank Esslin durch den Living-room. Er erreichte die Tür und riß sie auf. Und dann weiteten sich seine Augen.
Kein Mann hatte unerlaubt sein Haus betreten, sondern eine rothaarige Schönheit mit grünen Augen. Sie trug ein langes Gewand,

das mit schwarzmagischen Zeichen kunstvoll bestickt war.

Der Söldner der Hölle wußte, wen er vor sich hatte: Das war Yora, die Totenpriesterin, das Mädchen mit dem Seelendolch –Odas Zwillingsschwester. Und das Gewand, das sie trug, wurde Blutornat genannt.

Während sich Oda vom Bösen abgekehrt hatte, hatte Yora sich ihm so sehr zugewandt, daß Asmodis sie dafür zur Dämonin machte.

Frank Esslin trat überrascht zurück. Er ließ die Pistole sinken.

»Yora. Du hier?«

Sie lächelte. »Wolltest du auf mich schießen?«

»Ich dachte, es wäre ein Einbrecher.«

»Ich hoffe, ich bin dir willkommen.«

»Aber ja, selbstverständlich. Komm herein. Sag mir, was dich zu mir führt. Es ist mir eine große Ehre, dich in meinem Hause zu empfangen.«

Sie betrat den Living-room. Er bot ihr Platz an. Sie setzte sich. Er nahm ihr gegenüber Platz und musterte sie aufgeregt.

»Eine Dämonin in meinem Haus, das ist eine Auszeichnung für mich«, behauptete der Söldner der Hölle.

Yora nahm das nickend zur Kenntnis. »Du warst mit Rufus zusammen.«

»Ich war sein gelehriger Schüler«, behauptete Frank Esslin.

»Das kam mir zu Ohren.«

»Dann weißt du sicher auch, was Rufus zustieß.«

»So etwas macht schnell die Runde. Wie ein Lauffeuer verbreitete die Nachricht sich«, sagte die Totenpriesterin.

Esslin ballte die Hände zu Fäusten. »Ich hasse Tony Ballard und Mr. Silver. Sie haben mir einen starken Verbündeten genommen.«

»Ich bin hier, um Rufus' Platz einzunehmen«, eröffnete Yora dem Söldner der Hölle.

Esslin starrte sie groß an. »Ist das wahr? Du… du willst dich mit mir zusammentun?«

»Ja. Was hältst du davon?«

»Ich finde das großartig, Yora. Du weißt nicht, wie glücklich du mich damit machst.«

»Ich erwarte von dir, daß du gehorchst.«

»Jeden Befehl werde ich ausführen. Deine Entscheidungen werden für mich stets richtig sein. Ich werde dich niemals kritisieren, denn du bist mächtig, und ich muß noch viel tun, um so weit zu kommen, wie du heute schon bist. Yora, wir werden ein tödliches Gespann für die Menschen, und ich hoffe, dein Ziel ist es, eines Tages Rufus' Tod zu rächen.«

»Ich hasse Tony Ballard und Mr. Silver genauso wie du. Ich hatte große Pläne, die sie zunichte machten. Der Tag wird kommen, an dem

ich sie dafür bestrafen werde.«
Esslin strahlte. »Hoffentlich bin ich dabei, wenn es dazu kommt.«
»An mir soll's nicht liegen.«
Frank Esslin rieb sich begeistert die Hände. Es hatte sich für Rufus ein vollwertiger Ersatz gefunden. Er war bereit, sich dem Mädchen mit dem Seelendolch bedingungslos zu unterwerfen.
Jedoch nicht für alle Zeiten, sondern nur so lange, bis er als Dämon auf eigenen Füßen stand. Wieviel Zeit bis dahin verging, wußte er nicht. Er mußte auf Asmodis' Zuneigung warten.
Daß am Fenster jemand lauschte, ahnte der Söldner der Hölle nicht.
Chuck Farda hatte alles gehört, und endlich war er bereit, an die Existenz von Dämonen zu glauben. Seine Handflächen waren feucht, die Stirn ebenfalls. Wie sollte er sich nun verhalten?
Sollte er auf seinem gefährlichen Lauschposten bleiben und versuchen, etwas über die Pläne der beiden in Erfahrung zu bringen?
Oder war es vernünftiger, sich beizeiten abzusetzen?
Wenn die beiden bemerkten, daß sie belauscht wurden, war sein Leben wohl keinen Pfifferling mehr wert. Chuck Farda schluckte trocken. Er schwankte zwischen Furcht und Pflichtbewußtsein.
Seine Aufgabe bestand nur darin, dieses Haus zu beobachten, und unverzüglich Meldung zu erstatten, wenn Frank Esslin hier aufkreuzte. Nun, das war geschehen.
Jetzt hätte Farda sich mit seinem Chef in Verbindung setzen müssen. Tu es! riet ihm eine innere Stimme. Tu um Himmels willen nicht mehr, als Jack Crawford von dir verlangt. Das könnte nämlich deiner Gesundheit sehr abträglich sein. Außerdem wirst du für diese Mehrarbeit nicht bezahlt.
Die Meldung würde über den großen Teich gehen und Tucker Peckinpah erreichen, und dieser würde sich mit Tony Ballard, dem Dämonenjäger, in Verbindung setzen.
Und Tony Ballard würde in etwa neun Stunden in New York eintreffen und sich mit Frank Esslin und Yora anlegen. Anscheinend war das ein Mann, der in diesen Dingen reichlich Erfahrung hatte.
Es ist also Tony Ballards Fall, dachte Chuck Farda, und nicht mehr der deine. Deshalb läßt du gefälligst die Finger davon und setzt dich jetzt zu deinem Wagen ab.
Sobald er sich zu diesem Entschluß durchgerungen hatte, stahl er sich davon. Nur nicht auffallen…. dachte er. Sonst bist du dran. Die beiden machen glatt Hackfleisch aus dir. Und das ist vermutlich noch das mindeste, was sie dir antun, wenn sie dich erwischen.
Er entfernte sich von Frank Esslins Tudor-Haus.
Doch er blieb nicht unentdeckt. Yora machte ihren neuen Verbündeten auf den Detektiv aufmerksam.
»Hölle und Teufel, den hole ich mir!« knurrte Frank Esslin mit zornig

funkelnden Augen.

»Laß ihn«, sagte die Totenpriesterin.

»Aber er hat uns belauscht! Er muß sterben!«

Yora nickte. »Er wird sterben! Aber nicht du wirst ihn töten, sondern ich werde es tun!«

»Wie du meinst«, sagte Frank Esslin und nickte ergeben. Es würde ihm nicht immer leicht fallen, zu gehorchen, das spürte er, aber er würde sich fügen. Erst wenn er stark genug war, würde ihm Yora keine Befehle mehr erteilen dürfen.

Chuck Farda erreichte die Straße, überquerte sie und stieg in seinen Wagen. Den Hörer des Autotelefons riß er förmlich aus der Halterung. Er beging den Fehler, nicht gleich loszufahren.

Zuerst wollte er die Meldung loswerden. Dann wollte er nach Hause fahren – vorausgesetzt, Jack Crawford hatte keine anderen Anweisungen für ihn. Aufgeregt tippte er Crawfords Nummer.

Warum nur gab es Menschen, für die es nichts Erstrebenswerteres gab, als sich um die Hölle verdient zu machen – wie es dieser Frank Esslin tat.

Warum war dieser Mann so verblendet?

»Chef, hier ist Chuck Farda«, meldete sich der Detektiv aufgeregt, sobald Crawford abgehoben hatte.

»Sagen Sie bloß nicht, das lange Warten hätte sich endlich gelohnt.«

»Doch, Sir. Frank Esslin ist in seinem Haus eingetroffen und…«

Weiter sprach Chuck Farda nicht. Er hatte aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahrgenommen und verstummte.

»Farda!« rief Jack Crawford am anderen Ende. »Chuck, was ist denn? Warum sprechen Sie nicht weiter?«

Farda ließ den Hörer zitternd sinken. Er schob ihn in die Halterung. Sein Herz hämmerte wie von Sinnen gegen die Rippen, während er Yora entsetzt anstarrte.

Ein Blick in ihre Augen verriet ihm, daß er sein Leben verwirkt hatte. Sie würde ihn töten. Er hatte nur noch wenige Augenblicke zu leben. Das Seitenfenster war offen.

Selbst wenn die Tür verriegelt gewesen wäre, hätte Farda das nichts geholfen. Die Totenpriesterin holte den Seelendolch aus ihrem Gewand. Als Farda ihn sah, wich das Blut aus seinem Gesicht.

»Nein!« hauchte er. »Nein!«

Doch Yora kannte kein Erbarmen. Sie trat einen Schritt näher. In Chuck Farda lehnte sich der Lebenswille auf. Er wollte nicht sterben. Aber wie sollte er der Dämonin entkommen?

Blitzschnell griff er nach dem Startschlüssel, doch es gelang ihm nicht mehr, ihn zu drehen, denn im selben Moment stach die Totenpriesterin zu. Tief drang der Seelendolch ein.

Yora schnitt ihrem Opfer die Seele aus dem Körper. Kein Tropfen

Blut floß dabei.

Leib und Seele trennten sich. Beide waren für kurze Zeit zu sehen. Dann schickte Yora die Seele mit einem kräftigen Magiestoß zur Hölle. Und von Chuck Farda blieb eine leere, aber nicht leblose Hülle übrig. Der Privatdetektiv wurde zum Zombie!

***

Es ist niemals ungefährlich für einen Menschen, sich in eine andere Welt zu begeben, doch ich zögerte nicht, Mr. Silver meine Hilfe anzubieten. Immerhin war Roxane in Gefahr, und ich wollte ihr ebenso beistehen wie der Hüne mit den Silberhaaren.

Aber es sollte anders kommen…

Das Telefon läutete noch einmal. Ich meldete mich wieder. Zum zweitenmal war Tucker Peckinpah am Apparat, und was er mir diesmal zu berichten hatte, riß mich beinahe von den Schuhen.

»Tony, ich erhielt soeben einen Anruf von Jack Crawford«, sagte der Industrielle.

»Crawford? Kenne ich nicht.«

»Er ist Chef einer Detektei in New York.«

In meinem Kopf klingelte etwas. *Detektei in New York… New York … Frank Esslin!* Diese Kettenreaktion lösten Peckinpahs Worte bei mir aus. Gespannt lauschte ich, was der Industrielle mir weiter zu erzählen hatte.

»Crawford erhielt von mir den Auftrag, Frank Esslins Haus in Queens rund um die Uhr zu beobachten«, sagte Peckinpah. »Und die Saat trägt nun Früchte.«

»Darf ich das so verstehen, daß Frank in seinem Haus erschienen ist?« fragte ich mit belegter Stimme.

»Volltreffer, Tony.«

»Wer beobachtet das Gebäude?«

»Crawfords Mitarbeiter Chuck Farda.«

»Er soll Frank Esslin um Himmels willen fernbleiben, sonst gibt es eine Katastrophe – und Frank verschwindet wieder in der Versenkung.«

»Crawford kriegt von mir Bescheid. Werden Sie nach New York fliegen, Tony?«

»Was für eine Frage, Partner.«

»Ich lasse für Sie eine Maschine auftanken.« Peckinpah besaß mehrere Jets. Das machte ihn ungeheuer beweglich, und das war für ihn sehr wichtig. Manche Geschäfte lassen sich nicht auf Distanz abwickeln, da muß man schon persönlich anwesend sein, wenn man nicht übers Ohr gehauen werden will. Und da der Industrielle mit Gott und der Welt Geschäfte machte, mußte er die Entfernungen schnell überwinden können. Das erreichte er mit seinen Düsenclippern.

Einen davon wollte er mir nun zur Verfügung stellen, damit ich mich um Frank Esslin kümmern konnte. Es war nicht das erstemal, daß ich mit einem Peckinpah-Jet reiste.

Das bedeutete für mich: erstklassiger Service und keine Wartezeiten. Selbst um das Umsteigen auf ein anderes Verkehrsmittel kümmerte sich Peckinpah mit seinen weitreichenden Verbindungen von London aus, wenn es erforderlich war.

Er gab mir die Anschrift der Crawford-Detektei und riet mir, ich solle mich mit dem Mann in Verbindung setzen.

»Wozu?« fragte ich.

»Jack Crawford kann Sie unterstützen.«

»Mit Frank Esslin muß ich allein fertigwerden, Partner.«

»Okay, aber Crawford kann Ihnen die nötige Schützenhilfe geben. Seien sie nicht zu stolz, um Hilfe anzunehmen.«

»Das hat mit Stolz nichts zu tun. Ich möchte nur verhindern, daß jemand unnötig in Gefahr gerät.«

»Crawford ist ein tüchtiger Mann.«

»Na schön, ich werde ihn aufsuchen.«

»In einer halben Stunde können Sie starten.«

»Danke, Partner. Sie sind mir wie immer eine große Hilfe.«

»So soll es sein.«

Ich legte auf und blickte in die Runde. Auf meiner Stirn schimmerte ein Schweißfilm. »Frank ist zu Hause eingetroffen«, sagte ich.

»Dann ist es unumgänglich, daß wir uns trennen«, sagte Mr. Silver. »Ich kann Roxane nicht im Stich lassen, und du mußt Frank unschädlich machen.«

»Du bist nicht böse, wenn ich nicht mit dir gehe?«

»Du kannst dich nicht teilen. Folglich mußt du dich für Frank entscheiden. Man muß ihm das Handwerk legen, ehe er mit seinen Höllenpillen eine Katastrophe heraufbeschwört. Ich wollte, ich könnte dich nach New York begleiten, Tony.«

Ich eilte aus dem Wohnzimmer und packte ein paar Sachen ein.

Vicky Bonney erschien in der Tür. »Versprichst du mir, vorsichtig zu sein, Tony?«

»War ich schon mal unvorsichtig?«

»Du riskierst manchmal ein bißchen zuviel.«

»Nur wer wagt, gewinnt.«

»Nimm dich vor Frank in acht. Er ist jetzt grausam, hinterhältig und gemein.«

»Wem sagst du das? Ich hab's schon selbst erlebt.« Ratschend schloß sich der Reißverschluß meiner ledernen Reisetasche. Ich nahm Vicky in meine Arme. »Du bist das schönste Mädchen der Welt für mich, und ich liebe dich«, sagte ich und küßte sie.

»Ruf an, okay?« sagte sie leise. Ich wußte, daß sie um mich zitterte.

Mal sorgte ich mich um sie, dann sie sich um mich. Das war unser Los.

»Sowie ich in New York bin, melde ich mich«, versprach ich.

Im Wohnzimmer verabschiedete ich mich von Oda, Lance Selby und Mr. Silver. Dem Ex-Dämon drückte ich kräftig die Hand. »Wohin du auch immer gehst, ich werde an dich denken.«

»Und ich drück' dir für Frank die Daumen.«

»Mach keinen Quatsch ohne mich, hörst du?«

»Endlich kann ich mal etwas allein erledigen, ohne befürchten zu müssen, daß du mir dreinpfuschst. Für gewöhnlich muß ich ohnedies immer nur deine Fehler ausbügeln«, tönte der Ex-Dämon.

»Soll ich dir verraten, was du mich kannst?«

»Das wirst du mir doch nicht antun.«

»Doch. Und zwar kreuzweise.«

»Und so was schimpft sich Freund.«

Es war nicht ernst gemeint. Von beiden Seiten nicht. Solche Worte waren lediglich das Salz in der Suppe unserer wetterfesten Freundschaft.

Es war nicht einmal nötig, daß ich mir ein Taxi rief. Tucker Peckinpah schickte einen Wagen vorbei, der mich abholte. Der Fahrer brachte mich auf dem kürzesten Wege zum Airport, wo die startklare Maschine auf mich wartete. Zehn Minuten später befanden wir uns in der Luft, und eine schwarzhaarige Stewardeß fragte mich mit einem Lächeln, das mir unter die Haut ging:

»Haben Sie einen Wunsch, Mr. Ballard?«

»Ja«, sagte ich grinsend. »Erst mal möchte ich, daß Sie mich Tony nennen.«

»Okay.«

»Zweitens hätte ich gern gewußt, wie Ihr Vorname ist.«

»Isabel.«

»Wunderschön.«

»Gibt es auch einen dritten Wunsch, Tony?«

»Aber ja. Drittens dürfen Sie mir einen gepflegten Pernod servieren. – Die anderen Punkte vergessen wir lieber. Ich bin in festen Händen.«

»Vicky Bonney, ich weiß. Schade.« Sie seufzte, und ihre Bluse spannte sich über ihren Brüsten.

»Tja, der Mensch kann eben nicht alles haben«, grinste ich. »Man muß auch verzichten können, wenn's einem noch so schwer fällt.«

Ich bekam meinen Drink, und ich hätte noch ein Dutzend Wünsche äußern können – Isabel hätte mir alle erfüllt. Doch ich verkniff sie mir. Aber ich gebe zu, daß es nicht leicht war.

***

Chuck Farda stöhnte. Sein verzerrtes Gesicht glättete sich allmählich. Sein Kopf ruhte auf der Nackenstütze, und er starrte mit großen,

blicklosen Augen durch die Frontscheibe.

Yora trat vom Fahrzeug zurück. Sie hatte sich geholt, was sie haben wollte: Fardas Seele, die bereits in der Hölle angelangt war.

Das Mädchen ließ den Seelendolch im Blutornat verschwinden und wandte sich um.

Frank Esslin war auch ein Mensch. Auch ihm hätte sie die Seele aus dem Leib schneiden können, wodurch er zum Untoten geworden wäre. Vielleicht würde sie es noch tun.

Es hing davon ab, wie Frank gehorchte. Wenn sie mit ihm nicht zufrieden war, würde auch er ihren Seelendolch zu spüren bekommen. Aber vorläufig sollte er seine Seele noch behalten.

Sie kehrte in das Haus des ehemaligen WHO-Arztes zurück.

Frank blickte sie mit großen Augen erwartungsvoll an. »Nun? Hast du ihn erwischt?«

»Er macht uns keine Schwierigkeiten mehr.«

»Was hast du getan?«

Yora holte den Seelendolch aus ihrem Gewand. Esslin zuckte nervös zurück. Er wußte, daß er diese Waffe fürchten mußte. Der Totenpriesterin konnte es jederzeit in den Sinn kommen, ihn damit zu attackieren.

War es wirklich vernünftig gewesen, sich mit diesem Mädchen, das vielleicht unberechenbar war, zusammenzuschließen? Konnte diese Bindung nicht eines Tages zum Problem werden?

Selbst wenn das auf Frank Esslin zukam, konnte er jetzt nicht mehr von dieser Verbindung zurücktreten. Das hätte Yora als Beleidigung aufgefaßt, und in diesem Fall wäre es ihm schlecht ergangen.

Wenn man es genau betrachtete, hatte sie ihm ein Angebot gemacht, das er von vornherein nicht ablehnen konnte. Wenn er sich gegen sie entschieden hätte, hätte sie ihn mit Sicherheit getötet.

»Du hast ihn mit dem Dolch…«, sagte Frank und nickte.

Yora lächelte kalt. »Hast du Angst vor dieser Waffe?«

Er grinste. »Nun, solange du sie nicht gegen mich verwendest, ist alles okay.«

»Aber du befürchtest, daß ich sie eines Tages gegen dich richten könnte.«

»Muß ich das befürchten?«

»Traust du mir, deiner Verbündeten, nicht?«

»Doch. Natürlich. Was soll das Gerede, Yora? Wir gehören von nun an zusammen, und ich gehorche deinen Befehlen. Was wird nun mit dem Toten? Wir können ihn nicht dort draußen lassen. Man wird ihn entdecken. Wir müssen ihn verschwinden lassen.«

»Das ist nicht nötig.«

»Die Polizei könnte in mein Haus kommen und unangenehme Fragen stellen.«

»Der Tote wird selbst verschwinden«, behauptete Yora. »Durch den Seelenraub verwandelte ich ihn in einen Zombie.«

Frank Esslin lachte. »Das ist genial. Was wird er tun?«

»Böses, das steht fest, denn schwarze Kräfte befinden sich nun in ihm.«

»Wunderbar.« Frank Esslin trat ans Fenster und blickte zu dem Fahrzeug hinüber, in dem Chuck Farda saß. Soeben bewegte sich der Mann. In der Stille der Nacht war das Mahlen des Anlassers zu hören, dann knurrte der Motor, und schließlich setzte sich der Wagen in Bewegung.

»Er funktioniert wie ein Mord-Roboter«, sagte die Totenpriesterin.

Das Fahrzeug verschwand aus Frank Esslins Blickfeld. Chuck Farda bog in die nächste Querstraße ein und fuhr Richtung College Point. Man sah ihm nicht an, was für ein schreckliches Schicksal ihn ereilt hatte.

Er wies keine Verletzung auf. Nur seine Augen waren glanzlos geworden, und sein Gesicht hatte nicht mehr diesen gesunden Teint. Ansonsten sah er aber aus wie immer, und das war sein Vorteil.

Niemand konnte ahnen, wie es um ihn stand und daß ihn Yora auf Mord programmiert hatte. Er konnte alle täuschen. Und wenn sie hinter sein Geheimnis kamen, würde ihnen das nichts mehr nützen.

Das Autotelefon schnarrte. Jack Crawford war der Anrufer. »Was war vorhin los, Chuck? Wieso brachen Sie mitten im Satz ab und legten auf?«

»Ich dachte, Frank Esslin würde sein Haus verlassen.«

»Das hätten Sie mir doch sagen können.«

»Tut mir leid, Sir.«

»Beobachten Sie noch Esslins Haus?«

»Nein, Chef, nicht mehr. Ich befinde mich auf der Fahrt zum Bü- ro. Ich habe eine Entdeckung gemacht, von der ich Ihnen unbedingt berichten muß.«

»Okay, ich höre.«

»In wenigen Minuten liefere ich Ihnen die Story persönlich.«

»Ich habe Ihre Meldung inzwischen an Tucker Peckinpah weitergeleitet.«

»Dann ist der Fall für uns also abgeschlossen.«

»Vorläufig ja. Ich denke, Sie weinen ihm keine Träne nach. Sie hatten von Anfang an etwas dagegen.«

»Das ist richtig, Sir. Nun können wir uns wieder auf Fälle konzentrieren, die unserem Niveau würdig sind.«

»Mein lieber Chuck, wir arbeiten für Geld, und wenn jemand gut zahlt, helfen wir ihm auch dann, wenn der Fall unter unserem gewohnten Niveau ist.«

»Ist schon in Ordnung. Die Sache ist ja ausgestanden«, sagte Farda.

»Ich bin in Kürze bei Ihnen.«
Er schob den Hörer an seinen Platz und grinste grausam. Jack Crawford würde aus allen Wolken fallen, wenn er bemerkte, was mit seinem Mitarbeiter los war. Der Zombie begann bereits Pläne zu schmieden.
Crawford mußte sterben, und für morgen würde er, Farda, Sally zu sich einladen. Er hatte diesbezüglich schon mal leise angeklopft, und sie hatte durchblicken lassen, daß sie ganz gern sehen würde, wie er wohnte.
Nun, er würde es ihr zeigen. Auch den Keller würde er ihr vorführen, und von dort würde sie nicht zurückkehren. Und nach Sally? Das würde sich ergeben.
So weit wollte Chuck Farda noch nicht vorausdenken. Er mußte sich den jeweiligen Umständen anpassen. Aber eines war ihm klar.
Nach Jack Crawford und vor Sally war dieser Tony Ballard dran, der von London herüberkommen würde.
Er verlangsamte die Fahrt und ließ den Wagen in die Tiefgarage hinunterrollen. Auf dem vorgezeichneten Feld stoppte er das Auto, stellte den Motor ab und schaltete die Beleuchtung aus.
Dann verließ er das Fahrzeug und begab sich zum Fahrstuhl. Er drückte auf den Rufknopf und wartete. Seit Yora ihn zum Zombie gemacht hatte, besaß er viel Geduld.
Nichts konnte ihn mehr aus der Ruhe bringen. Zeit war für ihn zu einem dehnbaren Begriff geworden. Für ihn lief sie nicht mehr ab. Er war tot. Und so, wie er jetzt war, konnte er ewig leben.
Die Kabine traf ein. Die Tür glitt zur Seite. Licht flutete dem Untoten entgegen. Es störte ihn nicht. Er trat in den Fahrstuhl und drückte auf den 18. Etagenknopf.
Die Tür schloß sich leise, und gleich darauf setzte sich der Aufzug in Bewegung. Völlig emotionslos lehnte Chuck Farda an der Wand. Er hatte kein Mitleid mit Crawford.
Er haßte ihn auch nicht. Der Mann mußte einfach deshalb sterben, weil das Töten zu Fardas neuer Aufgabe geworden war.
Viele weitere Morde würden folgen, und die Polizei würde vor einem unlösbaren Rätsel stehen.
Im 18. Stock verließ Farda die Kabine. Ein Großteil dieser Etage gehörte Jack Crawford. Er besaß hier ein 6-Zimmer-Apartment.
Daran grenzte seine Detektei, wodurch der dicke Crawford kaum mal einen Schritt tun mußte.
Als Chuck Farda das Allerheiligste seines Chefs betrat, saß dieser an seinem Schreibtisch und telefonierte gerade. Er nickte seinem Mitarbeiter zu und bedeutete ihm, sich an der Bar zu bedienen.
Farda holte sich keinen Drink. Damit war es vorbei. Er brauchte so etwas nicht mehr. Daran hätte Crawford erkennen können, daß sich

sein Mitarbeiter verändert hatte.

Früher hätte Chuck Farda eine Einladung zum Drink niemals abgelehnt. Jack Crawford beendete das Gespräch. Er legte den Hörer seufzend auf den Apparat. Eines seiner Erfolgsgeheimnisse war, daß man ihn zu jeder Stunde, bei Tag ebenso wie bei Nacht, telefonisch erreichen konnte.

Er war ein Fettkloß, mehr breit als hoch, trug stets teure Maßanzüge und wirkte trotz seines Übergewichts elegant. Das graue Haar war stark gelichtet. Seine Augen leuchteten in strahlendem Blau.

»Heute keinen Drink?« fragte er schmunzelnd.

»Nein, Sir. Vielen Dank.«

»Was ist los mit Ihnen, Chuck? Sind Sie krank?«

»Ich fühle mich wohl.«

»Na schön.« Crawford legte die Handflächen aufeinander, als wollte er beten. »Dann erzählen Sie mal. Ehrlich gesagt, als Sie mitten im Satz abbrachen, dachte ich, es hätte eine Panne gegeben.«

»Es ist alles in bester Ordnung, Sir.«

»Freut mich. Schießen Sie los, Chuck.«

Farda begann mit seinem Bericht. Er hielt sich an die Tatsachen.

Als er Yoras Besuch erwähnte, horchte Jack Crawford auf. »Wird Frank Esslin bis zu Tony Ballards Eintreffen in seinem Haus bleiben, Chuck?«

»Das nehme ich an.«

Jack Crawford massierte sein dickes Kinn. »Vielleicht sollten Sie weiter ein Auge auf Esslin haben, damit er nicht wieder abhanden kommt.«

»Darüber läßt sich reden«, sagte Farda, doch er dachte nicht im Traum daran, zu Esslins Haus zurückzukehren. Esslin und das Mädchen mit dem Seelendolch interessierten ihn nicht. Er war unabhängig. Er wollte seinen eigenen Weg gehen.

Chuck Farda berichtete, daß er Esslin und Yora belauscht habe.

Er erzählte seinem Chef alles, was er gehört hatte. Jack Crawford hörte interessiert zu. Er nickte zufrieden.

»Gute Arbeit, Chuck.«

»Leider hatte ich dann doch ein wenig Pech«, fuhr Farda mit einem fremden Klang in der Stimme fort. »Als ich zu meinem Wagen zurückkehrte, fiel das dem Mädchen auf. Sie folgte mir.«

Crawfords blaue Augen blickten den Zombie erwartungsvoll an.

»Und?«

»Sie holte einen Dolch aus ihrem Gewand«, sagte Farda und zog aus seiner Hosentasche ein Springmesser, dessen Klinge er aufschnappen ließ.

Jack Crawford schaute irritiert auf das Messer in der Hand seines Mitarbeiters. »Was wollen Sie denn damit, Chuck?« fragte er.

»Ich möchte Ihnen zeigen, was das Mädchen getan hat.«
»Das geht auch ohne Messer.«
»Nein, Sir, ohne Messer geht es nicht.« Farda trat näher an den Schreibtisch heran. »Das Mädchen schnitt mir die Seele aus dem Leib, Sir.«
Crawford sah seinen Mitarbeiter entgeistert an. »Was reden Sie denn da für einen Unsinn, Chuck?«
»Ich lebe nicht mehr, Chef. Ich bin tot. Yora hat mir das Leben genommen.«
Schweißperlen glänzten plötzlich auf Crawfords Stirn. »Also wenn das ein Scherz sein soll, Chuck, dann ist er verdammt schlecht.«
Farda ging um den Schreibtisch herum.
»Sagen Sie mal, was soll denn das, Chuck?« preßte Crawford heiser hervor. »Was für ein Theater spielen Sie mir vor? Lassen Sie das! Hören Sie augenblicklich auf damit! Sind Sie betrunken?«
»Keinen Tropfen habe ich angerührt«, knurrte Farda.
»Dann… dann müssen Sie den Verstand verloren haben! Verdammt noch mal, was denken Sie denn, wo Sie sind?«
»Ich weiß, wo ich bin, und was ich tun werde«, zischte der Zombie. »Ich werde dich umbringen, Fettsack!«
»Farda!« schrie Crawford wütend und erschrocken. »Was erlauben Sie sich?«
»Deine Sekunden sind gezählt!«
»Ich verbiete Ihnen, mich zu duzen!«
»Du kannst mir nichts verbieten – weil du nämlich schon so gut wie tot bist, Jack Crawford.«
»Farda, um Gottes willen, was ist denn mit Ihnen passiert?«
Der Untote grinste. »Das habe ich dir erzählt. Du glaubst es mir ja nicht. Yora hat mich umgebracht.«
»Aber Sie leben doch.«
»Nicht mehr so wie früher.«
»Hören Sie, Chuck, Sie wollen mich doch nicht wirklich umbringen.«
»Doch, Dicker, das habe ich vor.«
»Sie haben keinen Grund, so etwas zu tun.«
»Braucht man für alles immer einen Grund? Du wirst sterben, weil ich es will, und damit basta.«
Jack Crawford war normalerweise nicht schwer von Begriff, doch diesmal hatte es lange gedauert, bis er erkannte, daß es seinem Mitarbeiter mit dem, was er sagte, todernst war.
Das bedeutete für Crawford, daß er in Lebensgefahr schwebte.
Wenn er nicht sterben wollte, mußte er sich verteidigen. In der obersten Schreibtischlade lag sein Revolver.
Gegen Fardas Angriff konnte er sich nur mit der Waffe in der Hand verteidigen. Er faßte blitzschnell nach dem Ladengriff. Aber er konnte

die Lade nicht rasch genug öffnen, sein Bauch war ihm im Weg, und das wurde ihm zum Verhängnis, denn als Crawfords Hand zur Lade zuckte, stach Chuck Farda zu.

Jack Crawford schrie auf, schnellte hoch, stieß den Schreibtischstuhl gegen die Wand. Tödlich getroffen, wankte er noch bis zur Tür. Dort brach er zusammen…

***

Ich stieg aus dem Taxi und blickte nach oben. Der Wolkenkratzer schien kein Ende zu nehmen. Mir kam vor, als würde er direkt in den Himmel hineinwachsen. New York ist für mich eine faszinierende Stadt.

Ich war nicht zum erstenmal hier, und ich kam immer wieder gern in diese Metropole am Hudson River, aber ich hätte nie ständig hier wohnen mögen. Das wäre ein Alptraum für mich gewesen.

New York – Stadt der Superlative. Hier gibt es die höchste Verbrechensquote, die schmutzigsten Slums, die vornehmsten Clubs, die meisten Rundfunk- und Fernsehanstalten. Nirgendwo sonst findet man so starke Kontraste.

Hier hatte früher einer meiner besten Freunde gewohnt.

Nun wohnte in dieser Stadt einer meiner erbittertsten Todfeinde: Frank Esslin!

Trotzdem brannte ich darauf, ihn wiederzusehen. Die Sache mit ihm mußte endlich ins reine gebracht werden. Er durfte nicht weiter auf der gegnerischen Seite bleiben.

Ich wollte ihn auf die »richtige« Seite zurückholen. Er gehörte zu uns, aber ich wußte noch nicht, wie ich ihm das klarmachen konnte.

Wir alle hofften, daß es eine Möglichkeit gab, Frank Esslin wieder umzudrehen, doch keiner meiner Freunde konnte mir sagen, wie das zu bewerkstelligen war.

Frank, dachte ich, ich komme mit harten Bandagen! Und ich werde alles daransetzen, um dich in die Knie zu zwingen!

Solange er mit Rufus zusammengewesen war, war es unvergleichlich schwieriger gewesen, Frank zu bekämpfen. Doch nun, wo er allein war, rechnete ich mir die allerbesten Chancen aus.

Ich würde auf keinen Fall zulassen, daß er sein böses Treiben fortsetzte. Wenn er mir keine andere Wahl ließ, würde ich ihn sogar töten. Mit diesem Vorsatz war ich nach New York gekommen, und davon würde ich mich nicht abbringen lassen.

Ich betrat den Wolkenkratzer. Der Fahrstuhl brachte mich in die 18. Etage. Ich betrat ein großes Vorzimmer, in dem sich niemand befand. Rechts beim Fenster stand ein gläserner Schreibtisch, aber kein hübsches Mädchen empfing mich mit einem netten Lächeln und fragte mich nach meinen Wünschen.

Dennoch war ich richtig. Dies hier war die Detektei von Jack Crawford.

Eine Mahagonitür öffnete sich, und ich erblickte einen gutaussehenden Mann. Er trug eine Sonnenbrille. Hier drinnen! Aber sind nicht viele Amerikaner ein bißchen verrückt?

»Sie wünschen?« fragte er mich an Stelle des nicht vorhandenen Mädchens.

»Mein Name ist Ballard. Tony Ballard. Ich möchte zu Mr. Jack Crawford.«

»Ah, Mr. Ballard, treten Sie näher. Wie war der Flug?«

»Ausgezeichnet. Sind Sie Jack Crawford?«

»Nein, mein Name ist Chuck Farda. Verzeihen Sie, daß ich die Sonnenbrille nicht abnehme. Eine Bindehautentzündung…«

»Schlimme Sache. Waren Sie schon beim Arzt?«

»Ja, ich sollte meine Augen schonen. Aber wer hat schon die Zeit, sich in ein verdunkeltes Zimmer zu legen und andere die Arbeit tun zu lassen?«

Ich betrat einen großzügigen Raum mit Einbauschränken, und irgend etwas irritierte mich. Ich kam nicht darauf, was es war, aber es rief in mir ein leichtes Unbehagen hervor.

Chuck Farda wies auf eine lederne Sitzgruppe und bot mir Platz an. Ich setzte mich mit der Bemerkung, daß ich nicht viel Zeit hätte.

Eigentlich war ich nur hier, weil ich es Tucker Peckinpah versprochen hatte.

Wenn ich geahnt hätte, daß ich Jack Crawford in seinem Büro gar nicht antreffen würde, hätte ich den Umweg bleiben lassen und wäre auf direktem Wege zu Frank Esslins Haus gefahren.

»Ich bin Mr. Crawfords Assistent«, sagte Farda. »Und Sie sind ein Mann, der mit Geistern und Dämonen fertig wird. Ehrlich gesagt, ich habe Sie mir anders vorgestellt.«

»Wie – anders?«

Farda zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Größer, vierschrötiger, mit einem grimmigen Gesicht, scharf hervorspringenden Wangenknochen.«

Ich schmunzelte. »Muß ein Mann, der Monster bekämpft, auch selbst eins sein?«

»Natürlich nicht. Ich habe übrigens in Mr. Crawfords Auftrag Frank Esslins Haus observiert. Ihr ehemaliger Freund empfing da hohen Besuch.«

»Tatsächlich? Davon weiß ich nichts. Wen?«

»Yora.«

Ich schluckte überrascht. »Haben Sie das Mädchen gesehen?«

Er nickte. »Rothaarig, grünäugig, eine umwerfende Schönheit.«

»Sie ist ebenso gefährlich wie schön«, sagte ich mit schmalen Augen.

Die Geschichte gefiel mir nicht. Yora und Frank Esslin. Eine neue schwarze Verbindung?

Mein Optimismus schrumpfte ein wenig zusammen. Mit Frank Esslin hatte ich keine ernstlichen Schwierigkeiten erwartet. Ihm fühlte ich mich überlegen. Er war nur ein Mensch, der auf der falschen Seite stand.

Bei Yora verhielt sich das anders. Sie war eine Dämonin, der man mit großer Vorsicht begegnen mußte.

»Was wollte Yora von Frank Esslin?« fragte ich.

»Ich habe das Gespräch der beiden belauscht«, berichtete Farda.

»Sie haben sich zusammengetan.«

Genau das hatte ich befürchtet. Frank Esslin, der Söldner der Hölle, hatte wieder einen dämonischen Partner. Früher war es Rufus gewesen. Jetzt war es Yora.

»Verdammt«, sagte ich, und Chuck Farda lächelte.

»Wenn Sie wollen, begleite ich Sie zu Esslins Haus, Mr. Ballard.«

»Ich bin Ihnen für Ihr Angebot sehr dankbar, nehme es aber lieber nicht an.«

»Und weshalb nicht?«

»Sie wissen nicht, wieviel Glück Sie in der vergangenen Nacht hatten, Mr. Farda. Wenn Yora Sie erwischt hätte, würden Sie jetzt mit Sicherheit als Zombie durch die Gegend laufen. Die Totenpriesterin hätte Ihnen Ihre Seele aus dem Leib geschnitten. Ich hab' das schon mal erlebt, drüben in England. Die Seelen der unglücklichen Opfer wurden vom Höllenfeuer gefressen, das in Yoras Krematorium brannte. Es ist besser, ich stürze mich allein in dieses Abenteuer.«

»Wie Sie wollen«, erwiderte Farda.

Ich erhob mich, und plötzlich wußte ich, was mich in diesem Raum irritierte. Der Geruch war es. Ein süßlicher Geruch. Sehr oft war ich ihm begegnet.

Es roch in diesem Raum nach… Blut!

***

Sofort schaltete sich in mir die oberste Alarmstufe ein. Niemand im Vorzimmer… Hatte Chuck Farda die Sekretärin, die für gewöhnlich tagsüber dort saß, fortgeschickt, um mit mir allein zu sein?

Jack Crawford nicht in seinem Büro… War es sein Blut, das ich hier drinnen roch?

Ich gebe zu, es waren verrückte Gedanken, die mir in diesem Moment durch den Kopf gingen. Ich hatte keine Veranlassung, Chuck Farda in irgendeiner Weise zu verdächtigen.

Oder etwa doch?

Hatte er mir die Wahrheit erzählt? War er in der vergangenen Nacht unentdeckt geblieben? Wenn nicht… wenn ihn das Mädchen mit dem

Seelendolch erwischt hatte, dann hatte ich es hier mit einem Zombie zu tun, mit einem Körper ohne Seele, mit einem lebenden Leichnam!

Trug er deshalb die Sonnenbrille? Sollte mir der glanzlose Blick seiner toten Augen nicht auffallen? Wenn er es so eingerichtet hatte, daß er mit mir allein war, dann befand ich mich in Gefahr.

Denn Yora hatte aus ihm einen eiskalten Killer gemacht – immer vorausgesetzt, er blieb nicht unentdeckt.

War es wirklich so verrückt, was ich mir überlegte? Ein eiskalter Mörder und der süßliche Blutgeruch in diesem Raum paßten doch zusammen. Ich wurde den Verdacht nicht los, daß sich Jack Crawford hier irgendwo befinden mußte.

In diesem Zimmer? Hatte Chuck Farda, der Zombie, ihn umgebracht? Farda, der Zombie! Ich hatte noch keine Beweise und nannte ihn in Gedanken schon so. War ich nicht zu voreilig?

Meine Augen suchten nach Beweisen, und sie entdeckten Blut vor einer Tür des Einbauschranks. Ehe Chuck Farda mich daran hindern konnte, eilte ich zu dem Schrank und öffnete die Tür.

Und ein dicker Mann – vermutlich Crawford – fiel mir tot entgegen.

***

Chuck Farda lachte hinter mir. »Bravo, Tony Ballard! Großartig! Gratuliere! Sie scheinen tatsächlich nicht ohne zu sein! Vor allem besitzen Sie einen guten Riecher für Blut! Wie ein Jagdhund!«

Ich drehte mich um und sah, daß Farda ein Springmesser in seiner Hand hielt.

»Damit habe ich es getan!« sagte er offenherzig. Er glaubte, jetzt keine Geheimnisse mehr vor mir haben zu müssen. Ich sollte sterben wie Jack Crawford und mein Wissen mit ins Grab nehmen.

Er nahm die Sonnenbrille ab, und ich sah, was ich ohnedies schon wußte. Die Augen eines Toten blickten mich an.

»Sie haben mir etwas verschwiegen!« stellte ich fest.

»Richtig. Ich dachte, ich könnte Sie hinters Licht führen, aber Sie sind nicht so leicht zu täuschen.«

»Dadurch schaffe ich es immer wieder, zu überleben.«

»Einmal muß damit aber natürlich Schluß sein«, sagte Farda. »Ich habe die Sekretärin nach Hause geschickt, damit wir beide hier allein und ungestört sind, Tony Ballard. Sie kommen aus diesem Büro nicht lebend heraus!« fauchte Chuck Farda und griff mich an.

Er wuchtete sich vorwärts und stach zu. Ich wich der Klinge aus und trat nach seinem Knie. Der Zombie spürte es nicht. Mit Stichen, Tritten und Schlägen konnte man ihm jetzt keinen Schmerz mehr zufügen.

Mein Tritt raubte ihm aber das Gleichgewicht, und er knallte gegen eine geschlossene Tür des Einbauschranks. Fluchend wirbelte Farda herum. Er zog das Messer waagrecht in Augenhöhe durch die Luft,

und wenn ich meinen Kopf nicht rasch zurückgenommen hätte, wäre mein Augenlicht für immer verloren gewesen.

Ich drehte mich und setzte zu einem weiteren Karate-Tritt an.

Mein Bein schnellte hoch. Der Fuß traf Fardas Brust mit der Schnelligkeit einer zubeißenden Schlange.

Abermals krachte Chuck Farda gegen den Schrank. Er stemmte sich wild davon ab und katapultierte sich mir knurrend entgegen.

Sein Gesicht war von blankem Haß verzerrt.

Er wollte mir sein Messer endlich in den Leib rammen, doch ich lenkte seinen zustoßenden Arm ab und schlug erstmals mit dem magischen Ring zu. Das spürte er.

Er schrie auf. Er, der schmerzunempfindliche Zombie. Das konnte er nicht verstehen. Für Sekundenbruchteile war er völlig durcheinander. Diese kurze Zeitspanne ließ ich nicht ungenützt verstreichen.

Ich setzte nach. Noch einmal traf ihn mein Ring. Farda torkelte zurück. Ich stürzte mich auf seine Messerhand. Er vergaß, mich zu attackieren, war vollkommen konfus.

Wild kämpften wir um das Messer. Ich drehte Farda den Arm um und preßte ihm den magischen Stein meines Rings auf den Handrücken. Ein markerschütternder Schrei entrang sich seiner Kehle.

Er vermochte das Messer nicht länger festzuhalten. Seine Finger öffneten sich. Das Springmesser rutschte mir in die Hand. Ich schleuderte es hinter mich und es blieb in der offenen Schranktür stecken.

Doch Farda gab noch nicht auf. Es gelang ihm, sich von mir loszureißen. Wir befanden uns in der Nähe des Schreibtisches, und Farda schaltete augenblicklich.

Mit beiden Händen griff er nach dem Telefonkabel. Er wollte es mir um den Hals schlingen, und diesmal war Chuck Farda schneller als ich.

Ein kraftvoller Ruck, und ich bekam keine Luft mehr. Glühend schnitt der Schmerz durch meinen Hals. Ich versuchte Farda mit dem Ring zu treffen, doch der Zombie hatte dazugelernt.

Er wußte jetzt, daß er sich vor meinem magischen Ring höllisch in acht nehmen mußte. Ich hatte den Untoten hinter mir. Er zerrte gnadenlos am Telefonkabel und verstärkte den Zug, indem er mir sein Knie in den Rücken drückte.

Mir drohten die Sinne zu schwinden. Ich bemühte mich, die Finger unter das graue Kabel zu schieben. Es gelang mir nicht. Und die Luft wurde mir immer knapper.

Verflucht, sollte es Chuck Farda schaffen?

***

Stille herrschte in der Vampirhöhle. Pacar und seine Vampir-Diener schliefen.

Ihre Zeit brach erst wieder an, wenn sich die Dämmerung auf das Land herabsenkte. Jetzt lagen die Vampire in düsteren Felsennischen, regten sich nicht, und die Zeit vertickte langsam…

Durch den Wald streiften Männer, die Selma suchten. Der verzweifelte Vater des Mädchens war dabei, und er hatte jenen, die ihm halfen, Geld versprochen, damit sie wachsam waren…

Demjenigen, der ihn zu Selma führen würde, wollte er eine Prämie bezahlen. Seine ganzen Ersparnisse würden dabei draufgehen, aber was machte das schon? Er hing an seinem Geld nicht so sehr wie an seiner Tochter.

Vier Stunden waren sie nun schon unterwegs, und bei den Suchenden machten sich erste Ermüdungserscheinungen bemerkbar.

»Es hat keinen Zweck mehr, Jeremias«, sagte Robert Daniels zu Selmas Vater.

Jeremias Morgan sah ihn flehend an. »Du bist mein Freund, Robert. Du darfst mich nicht im Stich lassen.«

»Das tu’ ich nicht, aber wie lange sollen wir noch suchen?«

»So lange, bis wir Selma gefunden haben. Ich bin ihr Vater. Kannst du dir nicht vorstellen, wie mir zumute ist?«

»Natürlich kann ich das, und ich helfe dir auch nicht deshalb, weil du mir Geld angeboten hast, aber nun laufen wir seit vier Stunden kreuz und quer durch diesen verfluchten Wald, ohne eine Spur von Selma entdeckt zu haben.«

»Ich bitte dich, was sind denn schon vier Stunden, Robert? Selma kann sich nicht in Luft aufgelöst haben. Esther sitzt zu Hause und weint sich die Augen aus dem Kopf. Wenn ich ohne Selma heimkomme, tut sich meine Frau etwas an.«

»Ich weiß nicht mehr, wo wir sie noch suchen könnten. Wer sagt, das sie sich in diesem Wald befindet?«

»Wo sollte sie sonst sein?«

»Das ist keine Logik, Jeremias. Wir sollten uns mal gründlich überlegen, was geschehen sein könnte. Wir wissen nur, daß sich Selma gestern in ihrer Kammer schlafen legte und heute morgen verschwunden war. Eine Nacht liegt dazwischen. Selma ist ein junges Mädchen. Es ist Frühling. Triebe erwachen…«

»Selma ist ein anständiges Mädchen. Was willst du ihr unterstellen?« fragte Jeremias Morgan wütend.

»Nichts, gar nichts. Aber könnte es nicht sein, daß das Mädchen ihrer großen Liebe begegnete? Sag nicht gleich nein, Jeremias. Denk erst mal darüber nach. Vielleicht ist Selma dem Lockruf der Liebe gefolgt.«

»So etwas würde sie ihren Eltern niemals antun! Ich sage dir, jemand hat sie aus meinem Haus entführt!«

»Wer?«

»Vielleicht war es Stockard Ross, der Hexenjäger.« Morgan biß sich erschrocken auf die Lippe. Er bekreuzigte sich und starrte Robert Daniels entgeistert an. »O mein Gott, das wollte ich nicht sagen. Nicht einmal denken wollte ich daran. Und nun habe ich es doch ausgesprochen. Himmel, wenn sie Stockard Ross in die Hände fiel… Er ist ein Teufel … Jedermann weiß es … Er würde sogar den Papst als Hexer überführen … Du weißt, wie grausam seine Verhörmethoden sind …« Morgans Augen füllten sich mit Tränen.

Er richtete seinen Blick nach oben. »Herr, leg mir diese schwere Bürde nicht auf die Schultern. Ich könnte sie nicht tragen. Laß Selma nicht so schrecklich leiden.«

Daniels sagte kein Wort. Auch die anderen Männer schwiegen betroffen. Sie alle wußten, daß Selma verloren war, wenn sie dem Hexenjäger in die Hände gefallen war.

***

Meine Lungenflügel brannten, als würde sich kochendes Öl darin befinden. Chuck Farda setzte seine ganze verdammte Kraft ein, um mich fertigzumachen. Der Druck seines Knies drohte mir die Wirbelsäule zu brechen.

Ich drehte meinen Körper, dadurch rutschte das Knie ab. Die Schlinge lockerte sich geringfügig. Ich bückte mich, riß den Zombie mit mir nach vorn, griff zwischen meinen gegrätschten Beinen hindurch, packte Fardas rechtes Bein und riß es hoch.

Er fiel zurück, und ich fiel auf ihn. Die Kabelschlinge lockerte sich noch mehr. Ich bekam wieder Luft. Gierig pumpte ich sie in meine Lunge und schlug gleichzeitig nach hinten.

Meine Faust traf den Schädel des Zombies. Er brüllte mir in die Ohren. Das Telefonkabel lag schlaff auf meiner Kehle. Ehe Farda es wieder straffen konnte, streifte ich es über meinen Kopf und schmetterte dem Untoten die Faust gegen die Schläfe.

Chuck Farda streckte sich und lag still. Ich richtete mich schwer atmend auf. Der lebende Leichnam würde in Kürze wieder zu sich kommen, wenn ich sein schwarzes Leben nicht nachhaltig auslöschte. Ich setzte ihm den schwarzen Stein meines Rings auf den Kopf und zog die Linien eines Pentagramms über seinen Schädel.

Farda brüllte markerschütternd auf, dann war es vorbei mit ihm.

Gestern hatte er sein erstes, heute sein zweites Leben verloren.

Ich stand auf. Schwankend stand ich in der Mitte des großen Raumes, in dem zwei Leichen lagen. Tote, die ich auf das Konto von Frank Esslin und Yora setzte. Dafür sollten die beiden büßen. Dafür und für alles, was sie sonst noch getan hatten. Ihr Sündenregister war länger als mein Arm.

Ich nahm den Telefonhörer ab und setzte ihn an mein Ohr. Ich wählte den Polizeinotruf und meldete, daß in Jack Crawfords Büro zwei Tote lagen, die man abholen sollte.

Selbstverständlich wollte der Beamte mehr wissen. Zum Beispiel, wie ich hieß, woher ich von den Leichen wußte, ob sie ermordet worden wären und ob ich damit etwas zu tun hätte…

Ich ging auf seine Fragen nicht ein. Mir fehlte die Zeit, auf das Eintreffen der Polizei zu warten. Man würde ohne mich auskommen müssen. Während der Beamte noch sprach, legte ich den Hörer in die Gabel.

Ich weiß, das war nicht gerade höflich, aber Frank Esslin wartete – und vielleicht befand sich auch Yora bei ihm. Ich verließ das Büro.

Auf dem Gang begegnete ich Leuten, die sich nicht für mich interessierten.

Ich trat auf die Straße, entdeckte ein Yellow Cab und hob die Hand. Dem Taxifahrer nannte ich eine Straße, die dreihundert Meter von Frank Esslins Haus entfernt war. Den Rest des Weges wollte ich zu Fuß zurücklegen.

Frank sollte mich nicht vorfahren sehen, denn dann hätte er sich auf meinen Besuch einrichten können. Ich wollte den Söldner der Hölle überraschen und – wenn möglich – überrumpeln.

Es wäre mir am liebsten gewesen, wenn die Sache ohne Blutvergießen abgegangen wäre, aber das lag nicht bei mir, denn ich trachtete Frank Esslin nicht von Haus aus nach dem Leben, er mir aber schon.

Wir fuhren über den East River. Eine kilometerlange Autoschlange zog sich quer durch Queens, und wir steckten mittendrin.

Auf dem Northern Boulevard erreichten wir die Flushing Bay, die College Point vom La Guardia Airport trennt.

Das Yellow Cab wechselte auf den College Point Causeway über, und wenig später war die Fahrt zu Ende. Ich bezahlte den Fahrpreis, gab reichlich Trinkgeld und stieg aus.

Obwohl ich lange nicht mehr hier gewesen war, kam mir die Gegend vertraut vor. Es gab einen neuen Wohnblock und am Ende der Straße eine Tankstelle, die ich noch nicht kannte, aber im großen und ganzen hatte sich nicht sehr viel verändert.

Ich wäre froh gewesen, wenn ich das auch von Frank Esslin hätte behaupten können.

Frank! Ich dachte an unsere Begegnung in Daressalam. Rufus hatte mich hereingelegt. Als Mädchen hatte er sich mir präsentiert und mir angeboten, mir Franks Versteck zu zeigen.

Und ich ging dem »Mädchen« ahnungslos auf den Leim. Diesmal war die Situation für mich etwas besser, denn ich hatte keinen Dämon in meinem Rücken. Da mir Yora seit einiger Zeit ein Dorn im Auge war,

würde ich alles daransetzen, um sie zur Hölle zu schicken, und zwar auf eine Weise, die es ihr unmöglich machte, von dort jemals wieder zurückzukehren.

Oda und Yora… Zwillingsschwestern. Licht und Schatten …

Einen größeren Kontrast als diese beiden gab es nicht. Keine Minute hätte Oda um ihre dämonische Zwillingsschwester getrauert, wenn es mir gelungen wäre, sie zu vernichten.

Oda war ein vernünftiges Girl. Sie wußte, daß man Yora nicht am Leben lassen durfte. Das Mädchen mit dem Seelendolch war eine zu große Gefahr für die Menschen.

Mit grimmiger Miene machte ich mich auf den Weg zu Frank Esslin. Eine eiserne Entschlossenheit grub sich in meine Züge. Ich war entschlossen, zu siegen, und ich war bereit, dafür jeden Preis zu bezahlen.

Es gab eine Möglichkeit, durch einen Park von hinten an das Tudor-Haus heranzukommen. Diesen Weg wählte ich. Unter einer rauschenden alten Trauerweide blieb ich erst mal stehen und ließ die Szene auf mich einwirken.

Ich war hier mal so gut wie zu Hause gewesen. Franks Haus war auch mein Haus gewesen, so wie mein Haus seines war, wenn er in London weilte. Doch das gehörte der Vergangenheit an.

Die Gegenwart sah anders aus. Unsere Wege hatten sich scharf getrennt. Es ist ein mieses Gefühl, zu wissen, daß der Freund von einst sich nichts sehnlicher wünscht, als einen zu töten.

Er sollte es lieber nicht versuchen, denn wenn er mich in die Enge trieb, würde ich mich meiner Haut wehren, und das konnte für ihn unter Umständen tödlich ausgehen.

Das Haus machte einen so leeren, unbewohnten Eindruck auf mich, daß ich beinahe hätte annehmen können, Chuck Farda hätte hier niemanden gesehen. Aber ich hatte einen Beweis dafür, daß dies nicht der Fall gewesen war.

Alles, was Farda mir erzählte, stimmte.

Auch die Geschichte mit Yora. Den Beweis dafür hatte er selbst geliefert – als Zombie. Ich überlegte, was nun geschehen sollte.

Es bestand die Möglichkeit, daß Frank Esslin und Yora sich im Moment nicht im Haus befanden. Dann konnte ich mir unbemerkt Einlaß verschaffen und auf ihre Rückkehr warten.

Da ich aber nicht wußte, ob die beiden tatsächlich nicht anwesend waren, mußte ich erst einmal näher an das Gebäude heran. Geduckt lief ich über einen weichen hohen Rasen.

Erst beim Haus richtete ich mich auf, schlich an der Wand entlang, erreichte ein Wohnzimmerfenster und warf einen Blick durch die Scheibe. Der Living-room war leer, soweit ich das von meiner Position aus sehen konnte.

Ich schlich weiter zur Terrasse und blieb wie angewurzelt stehen, als ich Frank Esslin, den Söldner der Hölle, erblickte!

***

1692

Sie suchten weiter nach Selma. Jeremias Morgan versprach den Männern alles, wenn sie nur nicht aufgaben. Immer tiefer wagten sie sich in den finsteren Wald hinein, obwohl sie alle wußten, daß das nicht ungefährlich war.

Es gab nicht nur den Hexenjäger Stockard Ross, vor dem man sich in acht nehmen mußte. Auch vor den Soldaten des Count Gilford war niemand sicher.

Und es gab Vogelfreie, Gesetzlose, deren Heimat dieser Wald war, und denen Robert Daniels lieber nicht begegnen wollte, obwohl er noch nie gehört hatte, daß die Gesetzlosen einem Mann aus dem Volk ein Leid zugefügt hatten.

Es bestand natürlich auch die Gefahr, von den Soldaten des Count für einen Gesetzlosen gehalten zu werden. Dann brachten sie einen entweder gleich um, oder man landete im Kerker oder endete am Galgen.

Nach weiteren zwei Stunden vergeblichen Suchens meinte Daniels, daß es nun endgültig genug wäre. »Wir fordern unser Schicksal auf das sträflichste heraus«, sagte er. »Es ist vernünftiger, wir kehren um.«

»Aber wir haben Selma doch noch nicht gefunden«, jammerte Jeremias Morgan verzweifelt.

»Ich weiß, es tut dir weh, wenn ich es sage, aber ich muß es trotzdem aussprechen, Jeremias: Ich glaube nicht, daß wir Selma noch finden können. Wir suchen sie nun schon seit sechs Stunden. Doch nicht einmal wenn wir sie sechs Tage suchen würden, würden wir sie in diesem Wald finden.«

Einer der Männer gesellte sich zu ihnen. »Dort hinten ist eine Höhle.«

Robert Daniels nickte. »Ich weiß. Keiner von uns wird sie betreten. Es ist die Vampirhöhle.«

Morgan schluckte aufgeregt. »Vielleicht befindet sich Selma dort drinnen.«

»Dann sei Gott ihrer armen Seele gnädig«, sagte Daniels.

»Freunde, wir haben uns zu weit vorgewagt. Wir befinden uns im Bezirk des Bösen…«

»Ich muß in die Höhle!« fiel ihm Jeremias Morgan ins Wort.

»Das lasse ich als dein Freund nicht zu!« sagte Daniels ernst.

»Wenn Selma dort drinnen ist…«

»Kannst du nichts mehr für sie tun, dann ist sie verloren, dann hat Pacar, der Obervampir, ihr Blut getrunken und sie damit zum Schattenwesen gemacht. Du setzt dein Leben aufs Spiel, wenn du die

Vampirhöhle betrittst!« sagte Daniels eindringlich.
»Für Selma bringe ich jedes Opfer.«
»Das ist kein Opfer, das ist Wahnsinn, Selbstmord!«
»Man sagt, am Tage schlafen die Vampire. Dann kann mir nichts geschehen.«
»Und wenn du sie weckst?«
»Der Tag ist ihr Feind«, behauptete Morgan.
»Nicht der Tag als Zeit, sondern das Tageslicht, das Licht der Sonne ist für sie gefährlich. Aber gibt es Licht in dieser Höhle? Nein. Dort drinnen kann den Vampiren das Tageslicht nichts anhaben. Das heißt mit anderen Worten, sie können sich erheben, wenn du sie weckst, und werden über dich herfallen.«
»Ich muß Gewißheit haben, verstehst du das nicht, Robert?«
»Nein!« sagte Daniels entschieden.
»Es geht um Selma, mein einziges Kind. Sie ist mein Herz, meine Seele. Ich muß wissen, ob sie bei den Vampiren ist.«
»Und ich sage dir, du setzt deinen Fuß nicht in diese Höhle des Grauens, Jeremias.«
»Du kannst mich nicht davon abhalten.«
»O doch, das werde ich tun!« sagte Daniels schneidend. »Wenn es sein muß, sogar mit Gewalt!«
Jeremias Morgan starrte den Freund verblüfft an. »Du stellst dich gegen mich?«
»Es geschieht zu deinem eigenen Schutz«, erwiderte Daniels. »Du hast den Verstand verloren. Wenn du dir schon das Leben nehmen willst, dann nimm einen Strick und häng dich auf. Aber tu's nicht auf diese grauenvolle Weise.«
Morgan wollte sich nicht von seinem Entschluß abbringen lassen.
Er riß das Messer aus der Scheide. »Ich warne euch!« zischte er.
»Wer es wagt, sich mir in den Weg zu stellen, spürt diesen Stahl zwischen den Rippen. Ich scherze nicht!«
»Nein, Jeremias. Du bist nicht mehr bei Trost. Du würdest deine Freunde, die dir sechs Stunden lang halfen, Selma zu finden, umbringen?« gab Robert Daniels verärgert zurück.
Morgan setzte sich in Bewegung. Blitzende Reflexe tanzten auf der langen Klinge seines Messers. Er versuchte alle Männer im Auge zu behalten. Sie wichen zurück.
Robert Daniels blieb jedoch trotzig stehen. Er wußte, was er damit riskierte, aber er wollte den Freund nicht – wie er meinte – in den sicheren Tod gehen lassen.
»Geh mir aus dem Weg, Robert!« verlangte Morgan heiser.
»Du mußt mich schon umbringen, wenn du in die Vampirhöhle willst«, sagte Daniels und bleckte die Zähne.
Da stach Jeremias Morgan zu. Er mußte tatsächlich den Verstand

verloren haben.

***

Frank Esslin stand in der offenen Terrassentür. Er hatte mich nicht bemerkt, und ich zuckte blitzschnell zurück. Mein Herz klopfte schneller. Frank war zu Hause, und wenn ich einen Wunsch hätte äußern dürfen, hätte ich darum gebeten, daß Frank allein war.

Der Söldner der Hölle wandte sich um. Ich griff in die Jacke und angelte meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter. Dann startete ich, denn ich wollte die Angelegenheit so schnell wie möglich über die Bühne bringen.

Mit langen Sätzen lief ich auf die offene Terrassentür zu. Yora, Franks neue Verbündete, sah ich nirgends. Nur Frank sah ich, und er kehrte mir den Rücken zu.

Ich trat ein. »Frank!«

Mein ehemaliger Freund kreiselte wie von der Natter gebissen herum. Ein heiserer Aufschrei entrang sich seiner Kehle. Ich stand in Combat-Stellung vor ihm.

Meine Waffe wies auf sein Herz. Während des Drehens hatte er zur Walther gegriffen. Als er jetzt aber in die Mündung meiner Kanone blickte, ließ er es bleiben, seine Pistole zu ziehen.

Er spreizte die Arme ab, um mich nicht noch nervöser zu machen, als ich schon war. Ich mißtraute ihm trotzdem. Niemand konnte ihm mehr trauen. Mein Argwohn war mehr als berechtigt.

»Sieh einer an, Tony Ballard«, sagte er und grinste.

»Du hast dich verdammt gut in der Gewalt, das muß ich sagen.«

»Findest du?«

»Du würdest mir am liebsten an die Kehle gehen, aber du bringst es fertig, zu grinsen.«

»Vielleicht freut es mich, dich alten Freund wiederzusehen.«

»Der Trick zieht bei mir nicht, Frank. Du stehst nach wie vor auf der falschen Seite.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich bekam es mit Chuck Farda zu tun.«

»Chuck Farda? Kenne ich nicht.«

»Ein Detektiv. Er beobachtete in Tucker Peckinpahs Auftrag dieses Haus und hatte das Pech, Yora in die verfluchten Hände zu fallen. Sie machte ihn mit dem Seelendolch zum Zombie, und ich wette, du weißt davon, denn du hast dich mit der Totenpriesterin verbündet.«

»Ich hatte keine andere Wahl, Tony. Sie kam in mein Haus und machte mir dieses Angebot. Wenn ich es abgelehnt hätte, hätte sie mich umgebracht. Du weißt, wie sie ist.«

»Willst du mir weismachen, du hättest ihr Angebot nur unter Zwang akzeptiert?«

»So ist es.«
»Du lügst, Frank.«
»Ich befinde mich auf dem Weg zurück, Tony. Aber das schaffe ich nicht von heute auf morgen, und die Umkehr wird mir auch nicht ohne Hilfe gelingen. Ich brauche die Unterstützung von Freunden. Du, Silver, Roxane, Oda, Lance Selby – ihr alle könntet sehr viel für mich tun. Wärst du bereit, mir eine Chance zu geben? Würdest du mich in deinen Freundeskreis wieder aufnehmen?«
Laß dich nicht täuschen, raunte mir eine innere Stimme zu. Er appelliert an deine freundschaftlichen Gefühle. Er weiß, daß du ihn noch nicht ganz abgeschrieben hast. Darauf baut er, und wenn du ihm vertraust, wendet er das Blatt bei der erstbesten Gelegenheit.
Dann macht er dich fertig.
»Ich habe keinen Beweis für die Aufrichtigkeit deiner Worte«, sagte ich.
»Welchen Beweis verlangst du?«
»Wo ist Yora?«
»Ich weiß es nicht. Sie hat mein Haus in der Nacht verlassen.«
»Wohin hat sie sich begeben?«
»Das verriet sie mir nicht.«
»Sie ging weg, ohne ihren neuen Verbündeten mitzunehmen? Da stimmt doch was nicht, Frank.«
»Meine Güte, bist du mißtrauisch.«
»Wundert dich das nach all dem, was passiert ist?«
Frank schüttelte mit gesenktem Blick den Kopf. »Nein, Tony, es wundert mich nicht, ich kann es verstehen. Meine Bindung an Rufus war unglaublich fest. Es war mir nicht möglich, mich von ihm zu trennen.«
»Du hattest niemals diese Absicht.«
»Er beherrschte mich, Tony. Ich hatte kaum noch einen eigenen Willen. Nun aber gibt es Rufus nicht mehr. Ich bin wieder mein eigener Herr, und ich würde gern umkehren.«
Lüge? Wahrheit? Durfte ich Frank Esslin trauen? War er kein Söldner der Hölle mehr? Mein Instinkt sagte mir, daß Frank falsch spielte. Aber bestand nicht ein winziger Hoffnungsfunke, daß mein ehemaliger Freund die Wahrheit sagte?
Mußte ich mich in diesem Fall nicht auf das dünne Eis begeben und versuchen, ihm die Hand entgegenzustrecken? Was aber, wenn das Eis brach? Es war verflucht schwer für mich, die richtige Entscheidung zu treffen.
»Du wolltest vorhin wissen, welchen Beweis ich verlange«, sagte ich.
»Ja«, erwiderte Frank.
»Du bist noch im Besitz der Höllenpillen. Wenn du sie mir gibst, bin ich bereit, dir zu glauben und dir zu helfen.«

»Ich habe sie in meinem Jackett«, sagte Frank. »Hoffentlich schießt du nicht gleich, wenn ich hineingreife.«

»Nicht, wenn du’s ganz langsam und ohne Hintergedanken tust«, entgegnete ich.

Er lächelte. »Ich freue mich auf die Zeit, die wir wieder als Freunde verbringen werden, Tony.«

Laß dich von ihm nicht ablenken! warnte mich mein Gewissen.

Er faßte ins Jackett, und dann überstürzten sich die Ereignisse, denn er brachte nicht die Höllenkeime zum Vorschein, sondern seinen Ballermann…

***

1692

Die Klinge verfehlte Robert Daniels nur deshalb, weil dieser auf der Hut gewesen war und mit einer Attacke gerechnet hatte. Er federte zurück und schrie: »Los, Männer, packt ihn!«

Alle stürzten sich auf Jeremias Morgan. Sie rissen ihn zurück, wollten ihn zu Boden werfen und ihn entwaffnen, aber Morgan entwickelte Bärenkräfte. Mit Tritten und Schlägen kämpfte er sich frei, und er schlitzte Ärmel und Beinkleider auf.

Robert Daniels versuchte ihn mit einem Faustschlag niederzustrecken. Das hätte ihn um ein Haar das Leben gekostet, denn Morgan, der wie ein Berserker wütete, stach erneut auf den Freund ein, und diesmal wäre die Sache beinahe verhängnisvoll ausgegangen.

Im allerletzten Moment vermochte Daniels seinen Oberkörper zurückzubiegen, und Morgan stach daneben. Niemand versuchte ihn mehr aufzuhalten. Er stürmte vorwärts, und die keuchenden Männer blickten ihm betroffen nach, denn ihnen allen war klar, daß sie Jeremias Morgan nicht lebend wiedersehen würden.

Morgans Augen glänzten wie im Fieber. »Selma«, flüsterte er immer wieder. »Selma…«

Er war bereit, jede Gefahr auf sich zu nehmen, um zu erfahren, was Selma zugestoßen war. Vielleicht hatte Pacar sie zur Vampirin gemacht; dann wollte er, ihr Vater, sie erlösen.

Vielleicht hatte Selma aber auch großes Glück gehabt und war von den Vampiren noch verschont geblieben, dann würde Jeremias Morgan mit dem Mut eines verzweifelten Vaters um sie kämpfen.

»Selma, ich komme…!«

Er erreichte den Eingang der Vampirhöhle. Modrige Kälte schlug ihm entgegen. Ein großer, schwarzer Schlund befand sich vor ihm, in dessen Tiefe das Unheil lauerte.

Dennoch zögerte Morgan keinen Moment, die Höhle zu betreten.

Er hing nicht so sehr an seinem wie an Selmas Leben. Sogar einen Tausch zog er in Erwägung: »Nehmt mich statt Selma!« wollte er den

Vampiren vorschlagen. »Gebt ihr die Freiheit und tötet mich!«

Morgan tappte den Höhlengang entlang. Die Aufregung schnürte ihm die Kehle zu. Er dachte daran, daß Selma möglicherweise nicht hier war, nie in dieser Höhle gewesen war. Dann nahm er dieses große Risiko umsonst auf sich.

Er wollte auf jeden Fall sehr vorsichtig sein, keinen unbedachten Schritt tun. Er war kein Selbstmörder. Er hoffte, diese Höhle wieder heil verlassen zu können.

War das schon jemandem vor ihm gelungen? Er hatte nie von einem Menschen gehört, der schon die Vampirhöhle betreten hatte.

War man automatisch verloren, wenn man seinen Fuß hier hereinsetzte?

Jeremias Morgans Finger umschlossen den Messergriff fester.

Jetzt, wo er allein war, wurde ihm bewußt, daß er beinahe seinen Freund Daniels niedergestochen hätte.

Es tut mir leid, aufrichtig leid, dachte er. Aber ich bin so sehr in Sorge um mein Kind…

Immer dunkler wurde es. Morgan konnte fast die Hand nicht mehr vor den Augen sehen. Er blieb stehen und lauschte. Nicht das geringste Geräusch drang an sein Ohr.

Hatte er die Hälfte des gefährlichen Weges schon zurückgelegt?

Wie weit war es noch bis zum Versteck der Vampire? Morgan hatte gehört, daß diese Schattenwesen in Särgen oder Sarkophagen schliefen.

Tat dies auch Pacar?

Werde ich den Obervampir sehen? fragte sich Morgan gespannt.

Er schlich weiter durch die Totenstille, war bestrebt, kein Geräusch zu verursachen, um die schlafenden Blutsauger nicht zu wecken.

Der Höhlenschlund weitete sich, wurde zu einer unterirdischen steinernen Pfanne. Ein grauer Lichtfilm lag auf dem Boden. Jeremias Morgan erkannte, daß die Höhle hier zu Ende war.

Folglich mußte er sich in diesem Augenblick ganz nahe bei den Vampiren befinden. Und Selma? Tastend schlich der verzweifelte Vater im Kreis. In der Mitte des Höhlenraumes lag ein Felsen, und Morgan mußte daran denken, daß möglicherweise darauf die Opfer der Schattenwesen ihr Leben verloren.

Ein kalter Schauer überlief ihn. Auch seine Tochter konnte auf diesem Stein ihr schreckliches Ende gefunden haben. Er blieb stehen und hielt unwillkürlich den Atem an.

Lag vor ihm, in einer Ausbuchtung des Felsens, nicht eine Gestalt? Morgan schlich näher heran, war bereit, mit dem Messer zuzustoßen, falls er angegriffen werden sollte.

Das bleiche Oval eines Gesichts leuchtete ihm entgegen. Das war ein Vampir! Jeremias Morgan biß sich auf die Lippe.

Er sah die fahlen Züge des Schattenwesens und die spitzen Zähne, die unter der Oberlippe hervorlugten.

Ein Vampir!

Zum erstenmal in seinem Leben wurde Morgan mit solch einem blutgierigen Ungeheuer konfrontiert, und ihm kroch eine eiskalte Angst in die Knochen. Obwohl der Untote schlief, fürchtete Morgan ihn.

Er wich zurück, und ihm kamen Zweifel, ob er das Richtige tat.

Robert Daniels hatte es wirklich nur gut mit ihm gemeint, als er ihn nicht in diese Höhle gehen lassen wollte.

Befanden sich die Freunde noch draußen? Oder waren sie inzwischen ins Dorf zurückgekehrt? Wenn er hier drinnen um Hilfe schrie – würde das draußen jemand hören?

Und wenn es jemand hörte – wer würde den Mut aufbringen, die Vampirhöhle zu betreten? Morgan tastete sich weiter. Er entdeckte einen zweiten und einen dritten schlafenden Vampir.

Wer von diesen unheimlichen Schattenwesen war Pacar? Es hieß, er wäre größer und kräftiger als seine Vampir-Diener.

Werde ich ihn sofort erkennen, wenn ich ihn sehe? fragte sich Morgan. Er erreichte die Feuerstelle. Seine Finger berührten verkohltes Holz, aber nicht nur Holz.

Da war auch noch etwas anderes. Glatt war es, und lang. Entsetzt begriff Jeremias Morgan, daß er einen menschlichen Oberschenkelknochen in der Hand hielt.

Wessen Knochen war das? Etwa Selmas Knochen? Großer Gott!

Hatten die Vampire das Mädchen getötet und verbrannt? Es wurde für Morgan zur fixen Idee, daß er den Knochen seiner Tochter in der Hand hielt.

Tränen quollen aus seinen Augen, und ein schmerzliches Schluchzen entrang sich seiner Kehle. Er selbst hörte es nicht, aber die Vampire vernahmen es – und erwachten!

***

Ich hatte es geahnt, daß Frank Esslin mit gezinkten Karten spielte.

Als er seine Walther-Pistole zog, hechtete ich zur Seite. Frank drückte mit haßverzerrtem Gesicht ab.

Alles, was er gesagt hatte, war gelogen. Er gehörte nach wie vor auf die andere Seite, und es gab nichts Erstrebenswerteres für ihn, als mich zu töten. Seine Kugel fegte an mir vorbei.

Ich landete hart auf dem Boden, wälzte mich weiter, schoß, ohne zu zielen, rollte noch einmal herum und lag dann hinter einem schweren Sessel. Da wurde eine Tür aufgehämmert, und Yora stürmte herein.

Die zweite Lüge. Frank hatte gesagt, sie hätte in der Nacht sein Haus verlassen. Auch das stimmte nicht. Da war sie, die gefährliche

Totenpriesterin im wallenden Blutornat.
»Tony Ballard!« rief Frank Esslin ihr zu. »Er ist hier, Yora!«
Das rothaarige Mädchen riß den Seelendolch aus dem Gewand.
Meine Situation wurde kritisch, denn ich mußte in Deckung bleiben, da Frank Esslin seiner dämonischen Verbündeten Feuerschutz gab.
Ich vermutete, daß geweihte Silberkugeln zu schwach sein würden, um Yora zu vernichten. Damit konnte ich sie höchstens schwächen. Wenn ich dieser Dämonin den Garaus machen wollte, mußte ich mit einem schweren Geschütz auffahren.
Yora stürmte durch den Raum. Ich feuerte auf gut Glück in Frank Esslins Richtung und hörte, wie er fluchte. Entweder hatte ihn meine Kugel gestreift oder nur haarscharf verfehlt.
Er wechselte jedenfalls die Position, und ich setzte mein Leben aufs Spiel, indem ich jäh aufsprang. Damit rechneten Yora und Frank nicht. Das Mädchen mit dem tödlichen Seelendolch stoppte.
Frank richtete seine Waffe auf mich, doch ich feuerte schneller, und er mußte sich mit einem gewaltigen Sprung in Sicherheit bringen. Yoras Augen funkelten mich haßerfüllt an.
»Ich werde deine Seele zur Hölle schicken, Tony Ballard!« fauchte sie und kam langsam näher.
Da riß ich mein Hemd auf. Kaum lag mein Dämonendiskus bloß, zuckte die Totenpriesterin zurück. Sie wußte, wie gefährlich diese Waffe für jeden Dämon war, und sie hatte mich nicht so in die Enge getrieben, daß ich den Diskus nicht gegen sie einsetzen konnte.
Sie hatte es sich zu leicht vorgestellt. Frank war nicht die große Hilfe, die sie gebraucht hätte. Als ich nach dem Diskus griff, stieß Yora einen grellen Wutschrei aus.
Und sie tat zwei Dinge gleichzeitig: Ein gleißendes Flirren entstand vor mir. Es blendete mich. Ich konnte die Totenpriesterin nicht mehr sehen. Nur ihre Stimme hörte ich.
»Frank, komm!« rief sie.
»Aber Tony Ballard…«
»Ein andermal!«
Für mich hieß das, daß sich die Totenpriesterin mit ihrem Verbündeten absetzen wollte. Ich mußte Yoras Flucht vereiteln. Eine solche Gelegenheit, sie zu vernichten, bot sich mir nicht so bald wieder.
Und es bestand die Gefahr, daß Yora sich bei unserer nächsten Begegnung mehr Mühe gab. Sie würde meine Niederlage sorgfältiger vorbereiten, mir nicht noch einmal so viel Spielraum lassen wie heute.
Heute war ich am Drücker. Wer es beim nächstenmal war, stand in den Sternen.
Ich hakte den Dämonendiskus los. Die handtellergroße milchigsilbrige Scheibe wuchs auf ihre dreifache Größe an, sobald sie in

meiner Hand lag. Es handelte sich hierbei um eine Waffe, die mir Mr. Silver aus einer Stadt im Jenseits mitgebracht hatte.

Mit einem Satz erreichte ich die flirrende Wand, die Yora vor mir entstehen ließ, um sich dahinter ungesehen aus dem Staub machen zu können, doch so leicht wollte ich es ihr nicht machen.

Das Jagdfieber rötete mein Gesicht und pochte in meinen Schläfen. Ich schlug mit dem magischen Ring zu. Klirrend brach die flirrende Wand auseinander. Gleißende Splitter fielen auf den Boden und lösten sich auf.

Gehetzt suchte ich Yora. Ich hatte bereits zum Wurf ausgeholt.

Der Dämonendiskus hätte die Totenpriesterin mit Sicherheit erledigt, doch ich sah das Mädchen mit dem Seelendolch nicht mehr.

Sie hatte den Raum verlassen, aber nicht durch die Tür. Das Mädchen im Blutornat hatte sich eine andere Fluchtmöglichkeit geschaffen. Wenn mich nicht alles täuschte, hatte sie hier mitten im Zimmer ein Dimensionstor aufgerissen. Ein Beweis dafür, daß sie über enorme Kräfte verfügte.

Auf dem Boden lag grauer, wallender Nebel, etwa zwanzig Zentimeter hoch und kreisrund. Dieser Nebel mußte Yora aufgenommen haben – und Frank Esslin, der Söldner der Hölle, wollte ihr in diesem Augenblick folgen.

Er hatte die Pistole weggesteckt, dachte wohl, ich würde mich immer noch hinter dieser flirrenden Wand befinden und ihn nicht sehen. Er wandte mir den Rücken zu.

Ich hätte ihn erschießen können, doch das widerstrebte mir. Ich brachte es einfach nicht fertig. Todfeind hin, Todfeind her – es überstieg meine Kräfte. Gefühlsduselei? Vielleicht…

Auch den Dämonendiskus setzte ich nicht gegen Frank ein. Man schießt nicht mit Kanonen auf Spatzen. Außerdem war Frank kein Dämon, sondern nach wie vor ein Mensch.

Ich hakte den Diskus an die Halskette, schob den Colt Diamondback in die Schulterhalfter und flitzte aus den Startlöchern. Es war mir nicht gelungen, Yora zu besiegen, so wollte ich mir wenigstens Frank Esslin holen.

Als er in das wabernde Grau springen wollte, erreichte ich ihn.

Meine Hand fiel hart auf seine Schulter. Ich riß ihn herum und hämmerte mit meinen Fäusten wie von Sinnen auf ihn ein.

Er war perplex, hatte nicht mit diesem Angriff gerechnet. Die Überraschung gelang. Frank war nahe daran, zusammenzuklappen.

Seine Gegenwehr war gleich null.

Ich hatte meinen Sieg in greifbarer Nähe vor Augen. Sobald ich Frank bezwungen hatte, würde ich ihn fesseln. Damit würde er fürs erste entschärft sein, und danach würde ich Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um den einstigen Freund umzupolen.

Ich hatte in der letzten Zeit viele Freunde dazugewonnen, die nicht von dieser Welt waren. Einer von ihnen mußte mir helfen können. Wichtig war nur, daß wir Frank Esslin in unserer Gewalt hatten.

Seine Niederlage zeichnete sich ab. Er stierte mich mit glasigen Augen an. Ein Zeichen dafür, daß ihn mein nächster Schlag umwerfen würde.

Ich holte aus. Da schrie Yora in der Tiefe dieses unheimlichen grauen Waberns seinen Namen, und mit ihm ging eine unerwartete Wandlung vor. Es hatte den Anschein, als würde Frank Esslin aufwachen.

Er schüttelte die Benommenheit ab, riß sich zusammen, konterte mit einer Härte, die ich ihm nicht mehr zugetraut hätte. Er überraschte mich damit so sehr, daß ich zwei Schritte zurückwankte und mich unter Schmerzen krümmte.

Frank setzte nicht nach. Es ging ihm nicht darum, mich fertigzumachen. Er hatte sich nur Luft verschaffen wollen. Jetzt hatte er sie, und er nützte sie augenblicklich.

Wie ein Blitz fuhr er herum und sprang. Mit den Füßen voran tauchte er in den grauen Nebel ein. Da, wo der Nebel lag, schien es keinen Fußboden mehr zu geben.

Frank versank – wie in einem Sumpf, allerdings schneller. Egal, wohin er sich absetzte, ich mußte mit!

Ich wußte nicht, wohin dieses von Yora geöffnete Tor führte. Zukunft, Vergangenheit, Parallelwelten, Jenseitswelten, Hölle… Alles war möglich, und ich war entschlossen, meinen beiden Feinden sogar in die Hölle zu folgen. Wenn es sein mußte, würde ich sogar gegen Asmodis persönlich kämpfen.

Ich schnellte mich ab, flog waagrecht durch die Luft, meine Hände weit nach vorn gestreckt. Kein Tormann konnte das besser.

Ich erwischte Frank Esslin, der in diesen wabernden Schlund hinabtauchte.

Meine Finger krallten sich in sein Jackett. Er drehte sich, wollte sich losreißen, doch ich hielt ihn fest. Wohin es ihn auch verschlug, ich würde bei ihm sein.

Wir tauchten ein in das dunkle, undurchsichtige Grau. Frank bäumte sich unter mir auf. Ich konnte ihn nicht sehen, aber ich spürte ihn.

Er landete mit seiner Faust einen Volltreffer. Mir verging für einen Moment Hören und Sehen. Als ich mich von dem Schlag erholt hatte, fiel mir auf, daß ich Frank nicht mehr festhielt.

Ich hatte den Söldner der Hölle verloren!

Mist!

Suchend stießen meine Hände durch das Grau, das mich immer noch umgab, doch ich erwischte Frank Esslin nicht wieder. Unter mir wurde es heller. Etwas klatschte mir ins Gesicht.

Blätter waren es. Dünne Zweige geißelten mich, Äste stießen unsanft

gegen meinen Körper, bremsten meinen Fall, und Sekundenbruchteile später landete ich auf weichem, moosigem Boden.

Der Aufprall machte mich benommen. Ich blieb eine Weile liegen, um mich zu erholen. Zum Glück waren meine Knochen heil geblieben. Als ich mich etwas besser fühlte, richtete ich mich auf und stellte fest, daß ich mich in einem düsteren, verfilzten Wald befand.

Aber wo war ich genau? Ich hatte keine Ahnung, und ich wußte auch nicht, wie ich dorthin zurückgelangen konnte, woher ich gekommen war. Pleite auf der ganzen Linie.

Yora und Frank war die Flucht geglückt – und ich befand mich irgendwo…

***

Pacar riß die Augen auf. Ein Mensch befand sich in seiner Höhle.

Blut!

Der Obervampir erhob sich fauchend. Jeremias Morgan hörte ihn und kreiselte herum. Totenblaß ließ er den Knochen fallen und wich zitternd zurück.

Der Tatsache, daß er ein Messer in der Hand hielt, war er sich kaum noch bewußt. Aus der Dunkelheit schälten sich weitere Vampire. Eisige Schauer jagten über Morgans Rücken, dem in diesem furchtbaren Moment klar wurde, daß er in dieser Höhle ein Ende mit Schrecken finden würde.

Die gierigen Blutsauger kreisten ihn ein. Es gab keinen Weg mehr zurück für ihn. Ein dicker Kloß saß in seinem Hals, und die nackte Angst krallte sich schmerzhaft in sein Herz.

»Ihr… ihr wart heute nacht im Dorf!« preßte Morgan heiser hervor. »Nicht wahr? Ihr wart im Dorf!«

Die Vampire antworteten nicht. Ihr Ring zog sich allmählich enger zusammen.

»Ihr habt euch meine Tochter geholt!« keuchte Jeremias Morgan.

Pacar grinste. Dabei entblößten seine Lippen die langen Hauer.

»Ihr habt Selma aus meinem Haus entführt!« schrie Morgan anklagend.

»Wir ernähren uns vom Blut der Menschen. Wir müssen es trinken, um am Leben zu bleiben.«

»Warum Selma? Sie… sie war doch noch so jung!«

»Das Blut junger Mädchen schmeckt besonders köstlich«, sagte Pacar spöttisch.

»Es stimmt also. Ihr Teufel habt euch mein einziges Kind geholt! Wo… habt ihr sie getötet?« fragte Jeremias Morgan heiser. »Noch im Dorf? Oder hier?«

»Hier«, antwortete Pacar jetzt schneidend.

»Ist sie… Ist sie jetzt auch ein … Schattenwesen?« fragte Morgan

stockend.

Pacar schüttelte den Kopf. »Das Feuer hat sie gefressen.« Er wies auf die Feuerstelle, und für Jeremias Morgan stand fest, daß er vorhin tatsächlich Selmas Knochen in der Hand gehabt hatte.

Sein Herz brach. Er verlor vor Schmerz fast den Verstand. Bis jetzt war alles nur eine Vermutung gewesen, doch nun war das Grauenvolle zur Gewißheit geworden, und das war für Morgan nahezu unerträglich.

Er wußte nicht, ob man Vampire mit einem Messer töten konnte.

Angeblich war das nicht möglich, aber er besaß nur dieses Messer, und er wollte es versuchen, denn sein Haß auf diese grausamen Blutsauger, die ihm seine Tochter geraubt hatten, war grenzenlos.

»Ihr gottverfluchten Teufel!« brüllte er und stürzte sich auf Pacar.

Der Obervampir wich keinen Schritt zurück. Als Jeremias Morgan zustach, fing er den Messerarm ab. Hart und eiskalt war sein Griff. Morgan stöhnte auf. Pacar verstärkte den Druck und zwang den Mann damit auf die Knie.

Triumph und abgrundtiefe Grausamkeit funkelten in Pacars Augen. Er beugte sich langsam über Morgan und wollte zubeißen.

»Neiiin!« brüllte Jeremias Morgan auf, und es grenzte an ein Wunder, daß es ihm gelang, sich loszureißen.

Er schnellte hoch. Ein Vampir-Diener griff ihn an. Ihm stieß Morgan das Messer bis zum Heft in die Brust, doch er erreichte damit nichts. Der getroffene Vampir versetzte Morgan einen Faustschlag.

Morgan torkelte zurück; das Messer ließ er in der Brust des Schattenwesens stecken. Der Vampir-Diener zog die Waffe heraus und warf sie achtlos auf den Boden.

Jeremias Morgan drehte sich um. Zwei weitere Vampire verstellten ihm den Fluchtweg. Er wuchtete sich ihnen entgegen, hieb auf sie ein, konnte die Sperre der Untoten jedoch nicht durchbrechen.

Die Schattenwesen fingen ihn ab und stießen ihn zurück. Mehrere Hände packten ihn nun gleichzeitig. Sie engten seine Bewegungsfreiheit erheblich ein. Immer fester bekamen sie ihn in den Griff – bis er sich nicht mehr rühren konnte.

Und dann biß der erste Blutsauger zu…

***

Ich stand auf. In den Baumwipfeln rauschte gespenstisch der Wind.

Befand ich mich in einem Geisterwald?

Hatte es einen Zweck, Yora und Frank zu suchen? Befanden sie sich auch in diesem dämmrigen Wald? Oder war nur ich hier drinnen gelandet? So oder so, ich mußte etwas unternehmen.

Herumstehen und Maulaffen feilhalten brachte nichts. Ich mußte herausfinden, wo ich mich befand, und wenn es mir schon nicht

möglich war, Frank Esslin und die Totenpriesterin unschädlich zu machen, dann mußte ich wenigstens eine Möglichkeit finden, in Frank Esslins Haus zurückzukehren.

Ich richtete meinen Blick nach oben. Von dort war ich gekommen. Äste und Zweige hatten meinen Fall gebremst. Sollte ich einen der Bäume erklimmen? Ich versprach mir mehr davon, Yora und den Söldner der Hölle zu suchen.

Wenn es mir gelang, die Totenpriesterin aufzustöbern, brauchte ich mir um meine Rückkehr keine Sorgen zu machen. Sie würde mir verraten müssen, welcher Weg zurückführte.

Fand ich das Mädchen mit dem Seelendolch aber nicht… Nun, dann war guter Rat teuer.

Da ich nicht wußte, ob Gefahren in diesem Wald lauerten, bewegte ich mich sehr vorsichtig durch das Unterholz. Kein Geräusch sollte mich verraten. Immer wieder blieb ich kurz stehen, um zu lauschen.

Nur die Geräusche der Natur umgaben mich. Ich war enttäuscht, denn ich hoffte, Stimmen zu vernehmen. Die Stimmen von Yora und Frank. Ich hätte mich unverzüglich an sie herangepirscht.

Ich näherte mich dem leisen Murmeln eines Baches. Glasklar war sein Wasser und erfrischend kühl. Ich wusch mir das Gesicht und konnte der Versuchung nicht widerstehen, davon auch zu trinken.

Das Wasser schmeckte herrlich. Ich fühlte mich gleich besser.

Aber nicht lange, denn als ich mich aufrichtete, schnellte jemand hinter mich und setzte mir ein Messer an die Kehle.

***

Meine Kopfhaut spannte sich. Ich konnte nichts tun. Chuck Farda hatte mich auf die gleiche Weise umbringen wollen, es aber zum Glück nicht geschafft. Die Toten waren inzwischen bestimmt schon von der Polizei abgeholt worden, und ich befand mich hier – ich wußte nicht wo – und hatte die besten Aussichten, doch noch so zu enden wie Crawford.

Ganz ruhig stand ich, wie eine Statue. Um mich herum begann der Wald mit einemmal zu leben, aber es waren nicht die Bäume, die sich bewegten, sondern Menschen.

Sie trugen erdfarbene Kleidung. Wenn sie sich auf den Boden legten, bemerkte man sie wahrscheinlich erst, wenn man auf sie trat. Sie waren mit Messern, Pfeil und Bogen oder Armbrüsten bewaffnet.

Einer von ihnen, ein blonder, verwegen aussehender Bursche, breitschultrig und muskulös, baute sich grinsend vor mir auf. »Seht euch diesen seltsamen Fremden an, Freunde!« höhnte er.

Meine Kleidung mußte tatsächlich seltsam auf diese Männer wirken, denn sie waren wie zu Ende des 17. Jahrhunderts angezogen.

Anscheinend hatte es mich in die Vergangenheit verschlagen.

Mit einer Flucht in die Vergangenheit hatten sich Yora und Frank Esslin in Sicherheit gebracht, das war meine erste Erkenntnis, die ich bei dieser Begegnung gewann.

Mit wem hatte ich es hier zu tun? Mit Strauchdieben? Waldräubern? Wegelagerern? Gesetzlosen? Vogelfreien? Ohne es zu ahnen, traf ich mit den letzten beiden Begriffen den Nagel auf den Kopf, wie sich später herausstellen sollte.

Ich befand mich also in der Vergangenheit. Es ist lange her, aber ich werde mein Abenteuer im 12. Jahrhundert nie vergessen, denn damals lernte ich Mr. Silver kennen, rettete ihm das Leben und nahm ihn mit ins 20. Jahrhundert. Seit damals sind wir unzertrennliche Freunde.

Etwa zwanzig Männer umringten mich, und nach wie vor saß dieses verdammte Messer an meiner Kehle. Der Anführer der Bande brauchte nur ein Wort zu sagen, und ich war dran.

»Nenn uns deinen Namen, Fremder«, verlangte der Blonde.

»Tony Ballard.«

»Was trägst du für seltsame Gewänder?«

»Es ist die Kleidung meiner Zeit.«

»Deiner Zeit? Was meinst du damit?« Er trat näher und kniff die hellen Augen zusammen. »Ich warne dich, Ballard. Ken Ketton belügt man nicht! Also überlege dir jedes Wort, das du sagst, gut!«

Ich befand mich in einem argen Dilemma. Wenn ich die Wahrheit sagte, bestand die Gefahr, daß Ketton mich für einen Lügner hielt.

Belog ich ihn, dann bestand ebenfalls die Möglichkeit, daß er mir nicht glaubte.

Eine verdammte Zwickmühle war das. Wie sollte ich da herauskommen?

»Könnte der Mann nicht das Messer von meiner Gurgel nehmen?« fragte ich.

Ketton lachte. »Befürchtest du, seine Hand könnte unruhig werden?«

»Es spricht sich besser ohne Messer an der Kehle.«

Ken Ketton nickte, und der Kerl hinter mir trat zurück. Ich atmete erleichtert auf, obwohl ich sah, daß zwei Männer ihre gespannte Armbrust auf mich richteten.

Sie trauten mir nicht. Meine Lage war und blieb kritisch. Mein Schicksal lag in Ken Kettons Händen.

»Woher kommst du?« wollte er wissen.

»Diese Frage läßt sich nicht so einfach beantworten«, gab ich zurück.

»Wohin wolltest du?«

»Dazu müßte ich erst einmal wissen, wo ich mich befinde.«

Ketton musterte mich mißtrauisch. »Willst du uns weismachen, du wüßtest nicht, wo du bist?«

»Es ist leider so.«

»Darkwood Forest«, knurrte Ken Ketton. Ich konnte verstehen, daß er

mir nicht glaubte. »Dies hier ist Darkwood Forest, Tony Ballard, und du hast es mit den Gesetzlosen zu tun. Ich habe dich gewarnt! Du hast mich dennoch belogen!«

»Ich sagte die Wahrheit!«

Ketton bleckte die weißen, regelmäßigen Zähne. »Du bist ein Spion des Count! Er hat dich in dieser lächerlichen Verkleidung losgeschickt, damit du unser Versteck auskundschaftest! Aber dein verdammter Herr kriegt uns nicht, und du wirst mit mir um dein Leben kämpfen!«

Ich schüttelte den Kopf. »Das möchte ich nicht.«

Ken Ketton lachte. »Hast du etwa Angst vor mir? Es besteht immerhin die minimale Chance, daß du gewinnst.«

»Dann durchbohren mich die Pfeile deiner Männer.«

»Nein, dann darfst du zu Count Gilford zurückkehren und ihm bestellen, daß der Tag nicht mehr fern ist, an dem ihn unsere Rache vernichten wird.«

»Ich stehe nicht in Count Gilfords Diensten!« sagte ich, aber es hatte keinen Zweck. Ken Ketton glaubte mir nicht. Er hielt mich für einen abgefeimten Lügner.

»Los, gebt ihm ein Messer!« befahl Ketton.

Einer seiner Männer drückte mir die Waffe in die Hand. Ketton zog sein Messer aus der Scheide und duckte sich leicht.

»Ich werde nicht mit dir kämpfen!« sagte ich entschlossen.

»Du hast keine andere Wahl. Nimm die Chance wahr, die ich dir biete, Tony Ballard!«

Ich ließ meine Hand mit dem Messer sinken.

»He, seit wann sind die Männer des Count denn so feige?« höhnte Ken Ketton.

Es machte mir nichts aus, daß er mich einen Feigling nannte. Ich wollte mit ihm nicht kämpfen. Ich sah in ihm keinen Feind. Es bestand die Gefahr, daß ich ihn schwer verletzte. Jeder, der mich kennt, weiß, daß ich den Kampf hasse und ihm nur dort nicht ausweiche, wo er unumgänglich ist.

»Na los, Tony Ballard!« brummte Ken Ketton. »Fang endlich an!«

Ich rührte mich nicht vom Fleck. Der Anführer der Gesetzlosen trat vor mich hin und schlitzte mir das Hemd auf. Ich ließ mich nicht provozieren.

»Willst du nicht endlich kämpfen?«

»Nein«, sagte ich kalt.

Er setzte mir das Messer an die Brust. »Du wirst dich verteidigen, Tony Ballard. Sonst schneide ich dir die Haut in Streifen.« Er verstärkte den Druck, ich fühlte einen brennenden Schmerz, und dann rann es mir warm über die Brust.

Blut!

Er hatte recht. Ich mußte mich verteidigen.

***

Esther Morgan kniete seit Stunden vor dem kleinen Hausaltar und betete zu Gott und allen Heiligen, die sie namentlich kannte. Sie betete für Selma, ihr einziges Kind, das sie unter Schmerzen geboren hatte.

Beinahe gestorben wäre sie bei der Geburt, und der Arzt hatte gesagt, daß sie kein zweites Kind haben dürfe, denn noch eine Schwangerschaft würde sie nicht überleben.

Vielleicht war ihre Bindung zu Selma deshalb besonders fest.

Liebe und grenzenloses Vertrauen brachte sie ihrer Tochter entgegen. Deshalb war es für sie auch undenkbar, daß Selma nachts aus dem Haus gegangen war, ohne ein Wort zu sagen.

Nein, fortgeholt mußte sie jemand haben, und Esther Morgan flehte den Himmel an, daß es nicht Stockard Ross, der grausame Hexenjäger, getan hatte. »Gütiger Gott«, flehte Esther Morgan mit tränenerstickter Stimme. »Erhöre die Gebete einer verzweifelten Mutter! Laß Jeremias das Kind finden und nach Hause bringen! Ich habe dich noch nie um etwas gebeten, war mit den Geschicken, wie du sie lenktest, zufrieden, habe stets fromm und gottesfürchtig gelebt. Ich weiß, daß es in deinem Ermessen liegt, was geschieht, aber bitte hilf, Herr, hilf – nur dieses eine Mal, und wir werden dir dankbar sein bis ans Ende unserer Tage.«

Die Stunden vergingen, ohne daß es Esther Morgan auffiel. Knieend verbrachte sie die Zeit, vertieft in einen endlosen Monolog, den sie erst beschließen wollte, wenn ihr Mann mit Selma zurückkehrte.

Es klopfte an die Haustür. Die Frau erschrak. Sie erhob sich. Die Knie schmerzten. Die ersten Meter legte sie humpelnd zurück, dann ließ der Schmerz nach. Wer mochte an die Tür geklopft haben?

Jeremias wohl kaum, er war hier zu Hause, wäre einfach eingetreten wie immer. Esther Morgan näherte sich beunruhigt der Tür.

Standen die Soldaten des Count draußen?

Sie fanden immer einen Grund, das Volk zu knechten.

Begehrten die Schergen des Hexenjägers Einlaß? Es war eine schreckliche Zeit. Man schrieb das 17. Jahrhundert, und in Europa gab es die Inquisition nicht mehr. Aber hier, in der Neuen Welt, war die grausame Hexenverfolgung aufgeflammt.

Einwanderer hatten die schreckliche Inquisition wie eine böse Seuche ins Land geschleppt, und jeder, der wollte, konnte seinen Nachbarn der Hexerei bezichtigen.

Es traf vor allem die Frauen, von denen man behauptete, sie wären Dienerinnen des Leibhaftigen. Eine einzige solche Beschuldigung reichte aus, um die Betroffene vor den Inquisitor zu bringen.

Dann rissen die Qualen nicht mehr ab…

Esther Morgan preßte die Hände auf ihr heißes Gesicht. Sie wagte

die Tür nicht zu öffnen. »Wer ist da?« fragte sie ängstlich.
»Robert«, kam es durch die Tür. »Robert Daniels.«
Ein Freund. Dem Himmel sei Dank, ein Freund, dachte die Frau und machte die Tür auf. Daniels stand allein draußen.
»Wo sind die anderen?« fragte Esther Morgan. »Wo ist Jeremias? Habt ihr Selma gefunden? Das arme Kind…«
»Darf ich erst mal reinkommen, Esther?« fragte Robert Daniels verlegen.
Sie gab die Tür frei. Er trat seufzend ein, drehte seinen Hut zwischen den kräftigen Händen und wußte nicht, wie er beginnen sollte. Esther blieb seine Nervosität nicht verborgen.
Sie blickte ihn erschrocken an. »Seid ihr in einen Hinterhalt der Gesetzlosen geraten? Oder hattet ihr Schwierigkeiten mit den Soldaten Count Gilfords?«
Daniels schüttelte den Kopf. »Weder noch, Ethel.«
»Wieso ist Jeremias nicht bei dir?«
»Wir suchten sechs Stunden lang, Esther, doch wir fanden keine Spur von Selma.«
Die Frau ächzte, als hätte Daniels sie geschlagen. Sie setzte sich schwer auf die Ofenbank und schlug die zitternden Hände vors Gesicht. Robert Daniels schluckte. Seine Kehle war völlig trocken.
Er wollte nicht weitersprechen, kam aber nicht darum herum.
Irgend jemand mußte Esther Morgan sagen, welche Richtung die Ereignisse eingeschlagen hatten. Da niemand so gut mit den Morgans befreundet war wie Daniels, war es seine Pflicht, die Frau zu informieren.
»Nach sechs Stunden wußten wir, daß es keinen Sinn mehr hatte, weiterzusuchen«, sagte Daniels heiser. »Aber Jeremias wollte noch nicht aufgeben. Ich versuchte ihn zur Vernunft zu bringen, aber er hörte nicht auf mich.«
Die Frau ließ die zitternden Hände sinken und blickte Daniels durch einen dichten Tränenschleier an. »Wo ist Jeremias? Wo ist mein Mann, Robert?«
Daniels senkte den Blick. »Wir hatten uns zu weit vorgewagt. Zu weit, Esther.«
»Wo ist Jeremias…?«
»Wir befanden uns schon im Bezirk des Bösen. Du weißt, wovon ich spreche.«
Die Frau nickte mit fahlem Gesicht.
»Ich sagte, wir sollten umkehren«, berichtete Robert Daniels, »doch für Jeremias kam das nicht in Frage. Er wollte auch noch in der Vampirhöhle nach Selma suchen.«
»Nein!« schrie Esther auf. Sie starrte Daniels entsetzt an. »Das hast du doch nicht zugelassen, Robert!«

»Ich stellte mich Jeremias in den Weg, aber er war wie von Sinnen. Er zog sein Messer und drohte mich umzubringen, wenn ich nicht zur Seite trete. Ich blieb trotzdem stehen. Da stach Jeremias zu. Bei Gott, so war es, Esther. Er hätte mich beinahe umgebracht. Die anderen versuchten ihn niederzuringen, doch er kämpfte sich frei. Glaub mir, wir haben alles versucht, um ihn zurückzuhalten. Der Herr ist mein Zeuge. Aber wir haben es nicht geschafft.«

»O Gott«, stöhnte die Frau und weinte.

»Niemand von uns hatte den Mut, Jeremias zu folgen. Wir warteten und hofften, er würde es sich selbst überlegen und umkehren, aber er kam nicht zurück.«

Der Schock war zuviel für Esther Morgan. Innerhalb so kurzer Zeit zwei der liebsten Menschen zu verlieren, überstieg ihre Kräfte.

Sie verlor das Bewußtsein.

***

Okay, ich wehrte mich. Aber nicht gleich mit dem Messer. Ich ließ mein Knie hochschnellen und traf. Ken Ketton schrie auf, krümmte sich und japste nach Luft.

Seine Männer hatten einen Kreis gebildet, der sich erst öffnen würde, wenn ich gesiegt oder verloren hatte. Ketton stach nach mir.

Ich sprang zurück und riß die Arme hoch.

Die Messerklinge sauste unter meiner Brust vorbei. Ich wirbelte zur Seite und versuchte meinen Gegner mit einem Karategriff zu entwaffnen. Diese Kampftechnik kannte er nicht.

Es fiel ihm schwer, sich darauf einzustellen. Das Messer behielt er vorläufig aber noch in der Faust, und er attackierte mich auch wieder damit. Bei der nächstbesten Gelegenheit schlitzte ich ihm sein Hemd auf.

Das Ratschen des Stoffes ließ ihn zurückzucken. Er hatte offenbar nicht damit gerechnet, daß ich ihm gefährlich werden könnte. Da meine Messerklinge nicht nur sein Hemd, sondern auch seine Haut erwischt hatte, wurde er vorsichtiger.

Ich fintierte, als er mich belauerte.

Beim erstenmal klappte es nicht, aber beim zweitenmal ließ er sich täuschen. Ich war schneller bei ihm, als er den Fehler korrigieren konnte.

Meine Klinge verletzte ihn an der rechten Schulter. Kettons Gesicht verzerrte sich, er konnte den rechten Arm nicht mehr so gut gebrauchen, nahm das Messer in die linke Hand.

Damit war er aber nicht so geschickt, wie sich gleich herausstellte. Zorn loderte in seinen Augen auf. Er wollte eine Entscheidung erzwingen. Als er mir sein Messer in den Bauch zu stoßen beabsichtigte, schlug ich mit der Handkante zu.

Sie sauste herab und traf Kettons Handgelenk. Er stöhnte auf, und ich sah das Messer fallen. Er beging den Fehler, die Waffe sofort wieder aufheben zu wollen.

Dadurch machte er erneut Bekanntschaft mit meinem Knie. Das warf ihn um. Seinen Männern stockte der Atem. Ken Ketton war schwer benommen. Er konnte diesen Kampf nicht mehr gewinnen.

Ehe er sich erholte, war ich über ihm und setzte ihm die Messerspitze an den Hals. Dennoch sah ich keine Furcht in seinen Augen.

»Na los, stoß zu, Tony Ballard«, keuchte er. »Du hast gewonnen.«

»Es reicht mir, wenn du das einsiehst.«

»Hast du Angst vor meinen Männern? Sie werden zu meinem Versprechen stehen.«

Ich rammte das Messer neben ihm in die Erde und richtete mich auf. »Was hätte ein Spitzel des Count getan?«

»Er hätte mich getötet.«

»Glaubst du immer noch, daß ich in den Diensten des Counts stehe?«

»Nein, jetzt nicht mehr«, erwiderte Ketton und erhob sich. »Du bist frei, du kannst gehen, wohin du willst.«

»Bin ich in deinen Augen noch ein Lügner?«

»Du bist auf jeden Fall ein tapferer Mann, der zu kämpfen versteht«, sagte Ketton.

»Welches Jahr schreibt ihr?«

»1692.«

»Demnach befinde ich mich in der Vergangenheit. Ihr seid der lebende Beweis dafür.«

»Bist du deshalb so seltsam gekleidet?«

»Ja, es ist die Kleidung des 20. Jahrhunderts«, erklärte ich dem Anführer der Gesetzlosen. Die Gefahr, daß er in mir einen Lügner sah, war gebannt. Es war dennoch nicht einfach, diesen Männern plausibel zu machen, auf welche Weise ich in ihr Jahrhundert gelangt war.

Ich versuchte zuerst zu erfahren, wie sie über die Existenz von Dämonen dachten, und als sie sagten, daß sie fest davon überzeugt waren, daß es Dämonen gab, erzählte ich ihnen von Yora und Frank Esslin, und sie erfuhren von mir, was sich im Haus meines ehemaligen Freundes ereignet hatte.

Sie lauschten meinen Worten gespannt. Keiner zweifelte daran, daß ich die Wahrheit sprach, das machte die Sache für mich ein bißchen leichter. Sie wußten nicht, was ein Dimensionstor ist, akzeptierten es aber, als ich sagte, daß Yora ein solches geschaffen hatte, um mit ihrem Verbündeten in die Vergangenheit zu fliehen.

Ich beschrieb die Totenpriesterin und den Söldner der Hölle und fragte, ob jemand die beiden gesehen hätte. Als Antwort erhielt ich ein allgemeines Kopfschütteln.

Sie wollten vieles über die Zukunft – meine Gegenwart – wissen.

Ihnen war klar, daß sie das 20. Jahrhundert nicht erleben würden, und was ich ihnen von dieser Zeit erzählte, klang für sie zum Teil wie ein utopisches Märchen, das niemals Wirklichkeit werden konnte.

Ken Ketton schüttelte den Kopf. »Das klingt alles völlig verrückt. Du fällst durch ein… Dimensionstor in unsere Zeit und weißt nicht, wie du in dein Jahrhundert zurückkehren kannst.«

»Darüber zerbreche ich mir zu gegebener Zeit den Kopf«, erwiderte ich. »Zuerst versuche ich, die Totenpriesterin und ihren Komplizen zu finden. Sie befinden sich so wie ich in eurem Jahrhundert.«

»Brauchst du Unterstützung, Tony Ballard?« fragte Ketton und streckte mir grinsend die Hand entgegen. Die Schulterverletzung, die ich ihm zugefügt hatte, ignorierte er.

Ich schlug ein. »Kann auf keinen Fall schaden.«

Ken Ketton lachte herzlich. »Wenn du in deine Zeit nicht zurückfindest, kannst du gern bei uns bleiben. Wir können solche Mitstreiter wie dich gut gebrauchen.«

Das wäre eine verrückte Sache gewesen: Tony Ballard – der Gesetzlose.

Ich erfuhr, daß es mich in ein Gebiet verschlagen hatte, das zwischen New York und Boston lag. Count Gilford herrschte hier mit beispielloser Härte. Er preßte dem Volk hohe Steuern ab.

Wer nicht zahlen konnte, wurde enteignet, man machte ihm den Prozeß und übergab ihn fast immer dem Henker. Mir war bekannt, daß zur selben Zeit ein kleines Dorf namens Salem traurige Berühmtheit erlangte.

Salem in der Nähe von Boston war Schauplatz blutiger Ereignisse im Jahre 1692. Selbst im 20. Jahrhundert wird noch angeprangert, was sich dort an grausamen Hexenverfolgungen zutrug.

Wegen der Grauenhaftigkeit der Ereignisse von einst wurde das Dorf zu einer Sehenswürdigkeit für Touristen. Das »Hexenhaus« – in dem die Angeklagten verhört wurden – wird heute noch jedes Jahr von Hunderttausenden besichtigt…

Und in dieser Zeit befand ich mich. War es Zufall, daß sich Yora ausgerechnet dieses Jahr und diese Gegend ausgesucht hatte? Oder beabsichtigte sie, bei einer bestimmten Person Zuflucht zu suchen?

Über meine diesbezügliche Frage dachte Ken Ketton nicht lange nach. »Vielleicht will sie zu Stockard Ross, dem Hexenjäger«, sagte er. »Er ist Jäger, Folterknecht und Inquisitor in einer Person. Count Gilford läßt ihm völlig freie Hand, denn ihm fallen die Ländereien der unglücklichen Opfer zu.« Ketton ballte die Hände zu Fäusten.

»Ich hasse den Count.«

»Warum lebt ihr in diesem Wald?« wollte ich wissen.

Ketton fletschte die Zähne. »Der Count hat uns für vogelfrei erklärt. Jedermann darf uns töten, ohne befürchten zu müssen, bestraft zu

werden. Und wer uns hilft oder Unterschlupf gewährt, endet am Galgen.«

»Was habt ihr verbrochen?«

»Ich hatte eine Schwester«, sagte Ketton leise. »Wir lebten auf einer kleinen Farm, ernährten uns mehr schlecht als recht, aber Count Gilford wollte immer mehr Steuern von uns haben. Als wir ihm nichts mehr geben konnten, schickte er seinen Vertrauten, und dieser fiel wie ein Tier über meine Schwester her. Ich wollte ihn umbringen. Ich hab's versucht, doch er hatte Glück, kam schwer verletzt davon. Daraufhin brannten die Männer des Count unsere Farm nieder. Meine Schwester kam in den Flammen um, und ich konnte mich in die Wälder retten. Seither lebe ich hier als Gesetzloser, und ständig stoßen neue Männer zu uns, die ein ähnliches Schicksal ertragen mußten. Wir sind keine Verbrecher, Tony Ballard. Der Count hat uns zu dem gemacht, was wir heute sind. Wir überfallen Kutschen und Reitertrupps und holen uns, was wir brauchen. Sogar Geld besitzen wir, und der Tag ist nicht mehr fern, an dem wir den Count zur Hölle schicken.«

»Die Soldaten des Count sind bestimmt besser bewaffnet als ihr«, erwiderte ich.

»Dafür haben wir mehr Mut«, sagte Ketton. »Jeder von uns würde sein Leben dafür geben, um das Land von diesem Dreckskerl zu befreien.«

»Warum habt ihr ihn noch nicht angegriffen?«

»Vielleicht hätten wir uns schon dazu entschlossen, aber seinen Männern fiel Myrna in die Hände.«

»Myrna?« fragte ich.

»Meine Freundin«, erklärte Ken Ketton. »In unserem Lager gibt es nur wenige Frauen. Das Leben ist hart, und die Soldaten des Count durchstreifen unermüdlich den Wald. Wir sind oft tagelang vor ihnen auf der Flucht. Manchmal stellen wir uns und kämpfen. Es kommt auf die jeweilige Situation an und auf die Anzahl der Gegner. So mancher meiner tapferen Freunde mußte in diesen Kämpfen sein Leben lassen, aber wir geben nicht auf. Wir können nicht aufgeben. Für uns gibt es nur die Flucht nach vorn. Myrna verstand zu kämpfen wie ein Mann. Sie ist eine Wildkatze, und jeder von uns konnte sich auf sie verlassen…«

Ketton brach ab. Er scharrte mit dem Stiefel über den weichen Waldboden.

Ich wartete darauf, daß er fortfuhr.

»Vor drei Tagen überfielen sie uns«, berichtete Ketton mit grimmiger Miene. »Es war in der Nacht. Sie töteten die Wachen und brausten wie ein tödlicher Sturm über uns hinweg. Wir stoben in alle Richtungen auseinander. Ich verlor Myrna aus den Augen, kämpfte um mein

Leben gegen eine Übermacht von Feinden. Ich hörte Myrna schreien, und es drohte mir das Herz zu zerreißen. Ich tötete meine Gegner, aber Myrna konnte ich nicht mehr beistehen. Sie verschleppten sie und warfen sie in den Kerker. Der Count weiß, was ich für dieses Mädchen empfinde. Er würde sie auf der Stelle töten lassen, wenn wir es wagten, ihn anzugreifen… Irgend jemand soll behauptet haben, Myrna wäre eine Hexe. Das rief natürlich sofort Stockard Ross auf den Plan …«

»Das heißt, daß der Hexenjäger sie nun in die Mangel nimmt?«

fragte ich unangenehm berührt.

Ketton nickte. »So ist es, Tony Ballard. Jeder Tag ist für mich eine entsetzliche Folter, wie du dir denken kannst.«

»Warum versuchst du nicht, Myrna zu befreien?«

»Das habe ich vor.«

»Wann?«

»Heute nacht.«

»Ich komme mit dir«, sagte ich entschlossen.

»Das ist nicht deine Sache, Tony Ballard. Der Kerker wird scharf bewacht. Es kann dich Kopf und Kragen kosten.«

»Stockard Ross wird deine Freundin auf den Scheiterhaufen bringen.«

»Ross ist ein Teufel. Er mordet im Schatten des Kreuzes. Irgend jemand soll behauptet haben, Stockard Ross wäre ein Dämon, und ich glaube das auch. Deshalb könnte ich mir vorstellen, daß sich die Totenpriesterin und ihr Komplize zu ihm begeben haben.«

»Ich werde herausfinden, ob er ein Dämon ist.«

»Er verstellt sich gut.«

»Mit diesem Ring werde ich ihn entlarven«, sagte ich und zeigte Ken Ketton den magischen Ring.

»Und was tust du, wenn er tatsächlich ein Dämon ist?« fragte der Anführer der Gesetzlosen gespannt.

»Dann vernichte ich ihn«, sagte ich mit fester Stimme.

Ketton lachte gepreßt. »Er vernichtet ihn. Einfach so. Freund, ich zweifle daran, ob du weißt, was du sagst.«

»Keine Sorge, ich weiß es.«

»Soldaten!« Dieser Schrei gellte plötzlich auf, und im nächsten Moment brach die Hölle los. Die Soldaten des Count fielen über die Gesetzlosen her, und ich befand mich mittendrin in diesem tödlichen Geschehen.

***

Als Esther Morgan die Augen aufschlug, befand sie sich nicht mehr in ihrem Haus, sondern bei Robert Daniels und dessen Frau Tery.

Ein kaltes feuchtes Tuch lag auf ihrer heißen Stirn.

Tery Daniels sah sie mit einem gütigen, mitleidvollen Lächeln an.

»Wie fühlst du dich, Esther?«
»Ich war doch zu Hause…«, sagte Esther Morgan verwirrt.
»Du wurdest ohnmächtig. Da hat Robert dich hierher gebracht.«
»Jeremias!« entfuhr es Esther.
»Du darfst dich jetzt nicht aufregen«, sagte Tery Daniels beschwichtigend.
Robert Daniels betrat das Zimmer. Esther setzte sich langsam auf und nahm das Tuch von der Stirn.
»Weißt du was, Esther?« sagte Tery Daniels. »Du bleibst bis auf weiteres bei uns. Wir haben Platz genug. Du störst uns nicht. Außerdem sind wir Freunde und müssen einander helfen.«
Esther Morgan schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht bleiben. Ich muß nach Hause.«
»Wozu?«
»Selma… Jeremias … Sie könnten heimkommen, während ich weg bin. Noch nie war ich fort, wenn sie nach Hause kamen.«
Tery Daniels und ihr Mann wechselten bedeutungsvolle Blicke.
Tery kannte die ganze Geschichte. Sie glaubte ebensowenig wie ihr Mann, daß Jeremias Morgan noch einmal heimkam. Und Selma?
Auch die würde man nicht wiedersehen.
Aber wie sollte man der verzweifelten Frau das klarmachen?
Esther würde gleich wieder zusammenbrechen, wenn sie ihr diese Wahrheit einzureden versuchten.
»Arme Esther«, sagte Tery Daniels und streichelte das Haar der Freundin. »Robert und ich fühlen mit dir.«
»Ich muß heim.«
»Bleib wenigstens noch eine Stunde, Esther. Ich koche Tee, du wirst ihn mit viel Whisky trinken. Das wird dich stärken.«
Robert Daniels setzte sich zu Esther, während sich seine Frau in die Küche begab. »Ich möchte, daß du weißt, daß du bei uns immer Hilfe finden wirst, Esther«, sagte er. »Wir werden immer für dich da sein. Sei nicht scheu. Komm, wenn du etwas brauchst.«
Esther Morgan nickte langsam. »Ich danke dir, Robert. Ihr seid sehr nett und hilfsbereit. Aber ich hoffe, euch nicht zur Last fallen zu müssen.«
»Zur Last, was ist denn das für ein dummes Wort? Was wir für dich tun, tun wir gern.«
»Jeremias wird zurückkehren, ich weiß es. Ich fühle es, Robert.«
Daniels schauderte leicht. Er hoffte insgeheim, daß Esthers Gefühl ein Irrtum war, denn wie konnte ein Mann, der es gewagt hatte, die Vampirhöhle zu betreten, zurückkehren?
Doch nur als Vampir!
Und das sollte Esther und dem Dorf lieber erspart bleiben. Ein Blutsauger in unserer Mitte, dachte Daniels. Das könnten wir gerade

noch brauchen. Unser Leben ist ohnedies schon hart und gefährlich genug. Wir brauchen nicht auch noch diese zusätzliche Gefahr.

Niemand wäre mehr seines Lebens sicher, am allerwenigsten Esther. Begreift sie das nicht? fragte er sich.

»Auch Selma werde ich wiedersehen«, behauptete Esther Morgan.

Sie macht sich etwas vor, damit der Schmerz sie nicht in den Wahnsinn treibt, dachte Robert Daniels, und er widersprach ihr nicht. Sie brauchte diese Hoffnung jetzt, um sich daran klammern zu können wie ein Ertrinkender an den Strohhalm.

»Du wirst sehen, Robert«, sagte sie mit glänzenden Augen. »Bald wird unsere Familie wieder vereint sein.«

»Das wünsche ich dir, Esther.«

Tery brachte den Tee. Whisky duftete im ganzen Zimmer. Esther trank. Egal, was ihr Tery gegeben hätte, sie hätte alles getrunken, ohne zu wissen, was es war.

Sie war mit ihren Gedanken weit fort – bei ihren Lieben, bei Selma, bei Jeremias. Sie würden zusammen nach Hause kommen. Das würde der schönste Tag in Esthers Leben sein.

»Gott wird meine Gebete erhören«, behauptete sie. »Gott läßt die, die er liebt und die ihm treu ergeben sind, nicht im Stich.«

Robert Daniels hatte da seine Zweifel.

Wie viele gottergebene Frauen und Männer hatte man auf dem Scheiterhaufen verbrannt, nur weil jemand, der sie haßte oder beneidete, sie der Hexerei bezichtigte?

Gott erhörte nicht jedes Gebet. Er legte den Menschen auch Prüfungen auf, um zu sehen, wie stark ihr Glaube war.

Die Dämmerung setzte ein. Esther wurde unruhig. »Ich kann nicht länger bleiben«, sagte sie. »Jeremias ist ein Glückskind. Ich bin sicher, er schaffte es, die Vampirhöhle unversehrt zu verlassen. Die Vampire haben geschlafen. Jeremias hat sie bestimmt nicht geweckt. Er kann sehr leise sein. Wenn er nachts mal aufsteht, bemerke ich es nie. Die Vampire haben keine Ahnung, daß Jeremias seinen Fuß in ihre Höhle setzte.«

Hoffentlich ist es so, dachte Robert Daniels. »Gewiß nicht«, sagte er, denn er wollte Esther nicht widersprechen.

»Ich danke euch für eure Hilfe«, sagte Esther und stand auf.

»Ich bringe dich nach Hause«, sagte Daniels.

»Das ist nicht nötig.«

»Keine Widerrede, Esther. Ich habe dich hergebracht, ich bringe dich wieder heim.«

Esther umarmte Tery, die ihre Tränen kaum zurückhalten konnte. Im Augenblick litt sie mehr als die Freundin, die sich an ihre Hoffnung klammerte. Esther verließ mit Robert Daniels das Haus.

Sie schritten schweigend nebeneinander die gepflasterte Dorfstraße

entlang. Als sie das Haus am Ende des Dorfes erreichten, blieb Esther stehen. »Vielleicht ist er schon daheim«, sagte sie leise.

»Es brennt kein Licht«, meinte Daniels.

»Jeremias sitzt gern im Dunkeln.«

Vampire auch, dachte Daniels und trat mit Esther Morgan ein. Sie vernahmen ein knarrendes Geräusch – und wußten, daß Jeremias Morgan zurückgekehrt war…

***

Sie saßen auf Pferden, hatten Lanzen, Säbel und Pistolen. Die Gesetzlosen kämpften mit ihnen verbissen um ihr Leben. Ihr Vorteil war, daß sie in diesem finsteren Wald seit langem zu Hause waren.

Wie Pumas kletterten sie auf die Bäume und stürzten sich auf die Soldaten des Counts. Sie rissen sie von den Pferden und töteten sie.

Die Hölle war los. Die Soldaten Count Gilfords hielten mich ebenfalls für einen Vogelfreien. Man gab mir keine Gelegenheit, etwas zu erklären. Daß ich ganz anders gekleidet war als die Gesetzlosen, war diesen Leuten egal.

Keiner der Waldbewohner sollte diesen Überfall überleben, und die Gesetzlosen hatten auch schon einige Tote zu beklagen, doch die Handvoll Männer, die übrigblieb, kämpfte mit zäher Verbissenheit.

Ein Reiter sprengte heran, die Lanze gesenkt. Die Spitze war auf meine Brust gerichtet und sollte mich durchbohren, doch ich schnellte im richtigen Augenblick zur Seite, packte den Lanzenschaft und riß den Soldaten aus dem Sattel.

Sein Pferd stieg wiehernd hoch und stampfte davon. Der Soldat knallte auf den Boden, überschlug sich und schlug mit dem Kopf gegen den dicken Stamm eines Baumes.

Benommen wollte er sich aufrichten, doch ich ließ es nicht zu, drehte die Lanze um und hieb mit dem Schaft zu. Der Treffer saß, und der Soldat verlor augenblicklich die Besinnung.

Mit dem zweiten Soldaten, der mich angriff, verfuhr ich ähnlich.

Er wollte mich niederreiten, trieb sein Tier mit den Sporen an. Ich stemmte die Lanzenspitze in den Waldboden und richtete das Schaftende gegen den Mann.

Als er heran war, gab es einen starken Ruck, und dann flog der Bursche in hohem Bogen durch die Luft. Ich eilte zu ihm, sobald er gelandet war und schickte ihn mit einem präzisen Schlag ins Land der Träume.

Ken Ketton war mit seiner Schulterverletzung gehandikapt, es gelang ihm aber dennoch, eine Pistole zu erbeuten, und als er von zwei Soldaten in die Enge getrieben wurde, tötete er einen mit einer Kugel, während er den anderen mit seinem Messer erledigte.

Da fiel mir auf, daß einer der Soldaten seine Pistole auf Ken angelegt

hatte. Meine Kopfhaut zog sich zusammen. »Ken!« brüllte ich und rannte los.

Ketton reagierte sofort. Er kreiselte herum, sah die auf ihn gerichtete Waffe und ließ sich zur Seite fallen. Gleichzeitig war ich bei dem Soldaten. Ich schnellte hoch, kam hinter ihm auf dem Pferd zu sitzen und riß ihn mit herunter.

Der Schuß ging los, aber die Kugel war keine Gefahr mehr für Ketton. Der Soldat und ich krachten auf den Boden. Ich schlug sofort mit den Fäusten zu und ließ von dem Mann erst ab, als er sich nicht mehr rührte.

Ketton keuchte mir zu: »Danke, Tony.«

»Schon gut.«

»Du hast mir das Leben einmal geschenkt und einmal gerettet.«

»War mir beide Male ein Vergnügen«, feixte ich.

»Ich stehe tief in deiner Schuld.«

»Quatsch. Du wirst dich bei Gelegenheit revanchieren.«

»Das ist sicher«, sagte Ken Ketton. »Komm, wir verschwinden!«

Der Anführer der Gesetzlosen steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus, dann verschwanden wir im Unterholz, und die Soldaten des Count verspürten keine Lust, uns zu folgen.

Sie hatten erhebliche Verluste erlitten. Von den Vogelfreien hatten nur fünf Mann den Tod gefunden. Es waren trotzdem fünf Mann zuviel. Wir sammelten uns auf einer Lichtung.

Ohne daß es mir aufgefallen war, hatte die Dämmerung eingesetzt. Einige von Kettons Leuten waren verletzt. Trotzdem grinsten sie und sagten stolz: »Denen haben wir's gegeben.«

»Tony Ballard war uns eine große Hilfe«, sagte Ken Ketton. »Ich verdanke ihm mein Leben. Ich wollte, er würde für immer bei uns bleiben.«

»Das ist leider nicht möglich«, sagte ich. »Wenn ich meine Aufgabe erfüllt habe, muß ich in meine Zeit zurückkehren.«

»Und deine Aufgabe ist es, Yora und ihren Komplizen unschädlich zu machen.«

»Ich habe meine ›Wunschliste‹ erweitert«, sagte ich. »Von nun an steht auch Stockard Ross, der Hexenjäger, darauf. Wenn er ein Dämon ist, wie du sagst, muß ich mich seiner annehmen, das erachte ich als meine Pflicht.«

»Du bist sehr tapfer, Tony Ballard.«

Ich hob schmunzelnd die Schultern. »Man tut, was man kann. Wann befreien wir Myrna?«

»Kurz vor Mitternacht ziehen wir los.«

»Nur wir beide?«

»Zu zweit fallen wir am wenigsten auf.«

»Ganz meine Meinung«, sagte ich, und mir lief es eiskalt über den

Rücken, als mir die grausamen Foltermethoden der Inquisition einfielen.

Ken Kettons Ansicht nach war Myrna zäh. Aber es gab keinen Menschen, den die Inquisition nicht gebrochen hatte.

Wir konnten nur hoffen, daß Myrna diese Nacht noch durchhielt.

***

Myrna Grey lag auf dem stinkenden Stroh, das die kalten Steinquadern bedeckte. Sie war ein schönes schwarzhaariges Mädchen mit vollen Brüsten und einem geschmeidigen Körper.

Für ein Mädchen war sie ziemlich kräftig, aber das hatte ihr nichts genützt. Mit Klauen und Zähnen hatte sie sich gegen die Soldaten des Counts gewehrt, doch sie waren in der Überzahl gewesen und hatten sie hierher verschleppt.

Man hatte sie dem Count vorgeführt, und Michael Gilford hatte sie höhnisch angegrinst. »Sieh einer an, was für ein schillerndes Vögelchen uns da zugeflogen ist«, hatte er spöttisch gesagt. »Myrna Grey, die Geliebte des Anführers der Gesetzlosen! Das ist ein Schlag, der Ken Ketton sicherlich sehr schmerzhaft trifft!«

»Wenn du denkst, ihn damit in die Knie zwingen zu können, irrst du dich!« hatte Myrna dem Count, an dessen Seite seine Frau Blythe gestanden hatte, respektlos ins Gesicht geschrien. »Ken Ketton wird nicht aufhören, dich zu bekämpfen! Er wird dich töten.«

»Er wird hängen. Oder brennen. Seine Tage sind gezählt.« Mit angewiderter Miene verlangte Count Gilford, man möge das rebellische Mädchen aus seinen Augen schaffen.

»Du regierst nicht mehr lange!« kreischte Myrna, während sie sie hinausschleiften. »Das Volk hat genug von dir! Die Gesetzlosen werden sich rächen!«

Count Gilford befahl, ihr fünfundzwanzig Peitschenschläge zu geben, und jemand aus seiner nächsten Umgebung meinte: »So, wie die sich aufführt, benehmen sich nur Hexen!«

Michael Gilford fand außerordentlichen Gefallen an diesem Gedanken. Er ließ sofort Stockard Ross zu sich rufen, und er sagte zu dem Hexenjäger: »Ich will ein Geständnis von dieser Hexe.«

»Ihr bekommt es, Sir«, sagte Stockard Ross, sich leicht verneigend. »Ich liefere euch alle Beweise, die wir brauchen, um dieses Mädchen als Komplizin des Teufels auf den Scheiterhaufen zu bringen.«

»Beweise allein genügen mir nicht. Sie muß es gestehen.«

»Sie wird ein Geständnis ablegen.«

»Und sie muß gestehen, daß ihr Geliebter Ken Ketton ebenfalls mit dem Satan im Bunde ist.«

»Das wird sie. Sie wird alles gestehen, was Ihr verlangt.«

Nachdem man Myrna öffentlich ausgepeitscht hatte, warf man sie für

kurze Zeit in den Kerker. Aber dort blieb sie nicht lange.

Man holte sie, und Stockard Ross zeigte ihr sein Folterarsenal. Das Streckbrett, die Daumenschrauben, die Knochenbrecher…

»All das kommt auf dich zu, wenn du nicht gestehst«, sagte er.

»Was soll ich gestehen?«

»Daß du mit dem Teufel paktierst.«

»Wenn das jemand tut, dann bist du das, Stockard Ross. Ich weiß nicht, wie du es schaffst, dich im Schatten des Kreuzes aufzuhalten, wo man von dir doch behauptet, du wärst ein Dämon!«

Er schlug sie und schleppte sie vor das Inquisitionstribunal. Seine Folterknechte mußten sie völlig entkleiden, und dann nahm der Hexenjäger ein Messer in die Hand, das man »Hexenstecher« nannte und als solches traurige Berühmtheit erlangt hatte.

Es herrschte allgemein der Glaube, daß alle Hexen an ihrem Körper ein Mal hätten, das vom Teufel stamme und gegen Schmerzen unempfindlich sei. Vor aller Augen überprüfte Stockard Ross mit dem Hexenstecher den nackten Körper des Mädchens Zentimeter um Zentimeter.

Ein gewöhnliches Messer hätte Myrna bei jedem Stich aufschreien lassen, doch der Hexenstecher besaß eine besonders gefederte Klinge, die in den Griff des Messers zurückglitt, wenn Ross zustach.

Die zusehenden Personen vermeinten, die Klinge in den Körper eindringen zu sehen, und das Opfer gab keinen Laut von sich. Der Umstand, daß die Hexe nicht aufschrie, wurde als erster Schuldbeweis gewertet, den Stockard Ross schriftlich festhalten ließ.

Doch Myrna erklärte sich zu keinem Geständnis bereit. Sie war entschlossen, alle Schmach und alle Schmerzen auf sich zu nehmen.

Wenn man sie verbrennen wollte, konnte sie es nicht verhindern.

Aber sie wollte nicht als geständige Hexe sterben.

Sie erklärte das öffentlich, doch das störte Stockard Ross nicht. Er wußte, daß er auch dieses Mädchen als Hexe überführen konnte. Es folgte die Befragung durch Wasser.

Man schnallte Myrna auf eine Holzbank und zwang sie, große Mengen Wasser zu trinken, was zu starken Schmerzen führte. Doch Myrna Grey blieb dabei: Kein Geständnis, Und nun lag sie auf dem Stroh und wußte, daß sie sich auf einer Talfahrt befand, die niemand mehr anhalten konnte. Jedesmal wenn sie Schritte hörte, erschrak sie, denn sie befürchtete, der Hexenjäger würde wiederkommen.

Er war so grausam, daß er einfach ein Dämon sein mußte. Wieso erkannte niemand sein wahres Gesicht? Warum stellte man nicht ihn auf den Scheiterhaufen? Er hatte es tausendfach verdient.

Myrna drehte sich ächzend auf die Seite. Die Schmerzen hatten endlich nachgelassen. Furcht preßte Myrnas Herz zusammen.

Die Furcht davor, nicht durchzuhalten. Stockard Ross hatte erst einen

Bruchteil der schrecklichen Befragungsmethoden angewendet.

Wer sollte all die Qualen aushalten?

Abermals vernahm Myrna Schritte. Sie näherten sich ihrer Kerkertür. Ein Riegel wurde zur Seite geschoben, die Tür krachte gegen die Steinwand, und Stockard Ross, der grausame Hexenjäger, trat ein.

***

Wir erreichten das Lager der Gesetzlosen. Zwischen, beziehungsweise unter Felsen hausten die Vogelfreien. Sie kamen nur zögernd zum Vorschein. Was für ein unwürdiges Leben sie doch zu leben gezwungen waren.

Es waren auch alte Männer dabei. Ken Ketton schickte niemanden zurück. Wer ihn um Hilfe und Schutz bat, der durfte bleiben. Ich sah einige Frauen und Mädchen.

Sie kümmerten sich sofort um die Verwundeten. Eine Frau, die seine Mutter hätte sein können, nahm sich Kettons Verletzungen an. »Ich hoffe, der Bastard, der dir diese Wunde zugefügt hat, lebt nicht mehr«, zischte sie.

»Der Bastard bin ich«, sagte ich, und die Frau funkelte mich haßerfüllt an.

Ketton lachte. »Das ist Tony Ballard, mein Freund. Er gehört bis auf weiteres zu uns. Er will mir helfen, Myrna zu befreien.«

Die Frau musterte mich argwöhnisch. »Und warum tut er das? Wie sieht er denn aus?«

»Er ist ein Mann aus der Zukunft«, sagte Ketton.

»Du willst mich wohl auf den Arm nehmen.«

»Es stimmt, Hazel.« Ketton berichtete der Frau, die seine Wunde versorgte, meine Geschichte. Sie hätte sie wohl keinem anderen geglaubt, Ketton aber nahm sie sie ab.

Als er erwähnte, daß ich ihm das Leben geschenkt und gerettet hatte, erhob sich Hazel, trat auf mich zu und sagte ernst: »Ich glaube, ich muß mich bei dir entschuldigen, Tony Ballard.«

»Schon in Ordnung«, erwiderte ich und schmunzelte.

Später aßen wir über dem Feuer gebratene Kaninchen, und obwohl ich einen Bärenhunger hatte, wurde ich nicht satt. Nach dem Essen saßen Ken Ketton und ich nebeneinander auf der Erde, lehnten an einem Felsen, und ich mußte ihm vom 20. Jahrhundert erzählen.

»Fliegen? Die Menschen können richtig fliegen? Sie steigen zu Hunderten in diese… wie nanntest du sie? … Flugzeuge?«

»Ja.«

»Und man kann fliegen, wohin man will?«

»Sofern man das nötige Geld dafür hat.«

»Das stelle ich mir großartig vor«, sagte Ken Ketton mit verklärtem Blick. Er wollte mehr über mich und meine Freunde sowie über meine

Tätigkeit erfahren, und ich erzählte ihm auch davon.
»Du mußt viele Feinde haben«, meinte Ketton.
Ich grinste. »Hast du die nicht auch?«
»Doch, aber meine Feinde sind keine Dämonen.«
»Was ist mit Stockard Ross?«
Ketton lachte. »Den überlasse ich dir.«
»Einverstanden. Es tut mir leid, dich an der Schulter verletzt zu haben, Ken.«
»Ach, es ist ja nur ein Kratzer.«
»Wird er dich nicht behindern, wenn wir Myrna zu befreien versuchen?«
»Um Myrna würde ich mit nur einem Arm kämpfen. Ich liebe sie so wie du Vicky Bonney liebst. Außerdem…« Er lachte wieder.
»Außerdem habe ich den besten Schutzengel dabei, den ich auftreiben konnte: dich!«
»Wir wollen hoffen, daß der nicht versagt.«
»Garantiert nicht.«

***

Esther Morgan zündete eine Öllampe an. »Jeremias!« rief sie. »Jeremias, wo bist du?« Plötzlich stockte ihr der Atem. Der Hausaltar, vor dem sie viele Stunden gebetet hatte, war völlig zerstört worden.
»Um Gottes willen, wer hat diesen sträflichen Frevel begangen?«
stöhnte sie.
Begreifst du immer noch nicht? dachte Robert Daniels. Dein Mann hat das getan! Jeremias Morgan, über dessen Rückkehr du dich so sehr freust. Eigentlich ist er nicht mehr dein Mann. Er ist nicht mehr mein Freund, er gehört nicht mehr zu uns, Esther. Er ist eine große Gefahr für das ganze Dorf. Wenn sein Hunger erwacht, ist er nur noch mit Blut zu stillen. Keine andere Nahrung wird Jeremias Morgan von nun an zu sich nehmen.
»Jeremias!« rief Esther und eilte aus dem Raum.
»Bleib hier«, sagte Robert Daniels.
»Ich muß ihn suchen.«
»Bleib, Esther…«
»Er ist bestimmt oben… müde von den Strapazen … Er liegt im Bett!« Die Frau hastete die Holztreppe hinauf und öffnete die Tür des Schlafzimmers. Das Bett war nicht berührt worden.
Der Raum schien leer zu sein. Esther Morgan wollte schon umkehren, da fiel das Licht der Öllampe auf eine Gestalt, die neben der Tür stand.
»Jeremias.«
Bleich, krank, abgekämpft sah er aus. Um seine Lippen hing ein verschlagener Ausdruck.
»Jeremias, versteckst du dich hier?«

»Ich kam eben erst nach Hause, wollte mich umziehen.«
»Großer Gott, bin ich froh, daß du wieder daheim bist. Robert glaubte nicht, daß du noch mal nach Hause kommst, aber ich habe fest daran geglaubt, habe zu Gott gebetet, und es hat genützt.«
»Ja, Esther, es hat genützt«, erwiderte Jeremias Morgan. Er löste sich von der Wand. Der Frau fiel nicht auf, daß er keinen Schatten warf.
»Und Selma?« fragte Esther.
»Ich habe sie gesehen.«
»Wirklich? Wo?«
»Sie ist bei Freunden. Ich habe ihr erlaubt, zu bleiben. Sie ist gut aufgehoben.«
»Aber wie konnte sie ohne unser Einverständnis…?«
»Sie sagt, es tut ihr leid. Es wird nicht wieder vorkommen, das hat sie mir versprochen.« Jeremias Morgan trat auf seine Frau zu.
»Komm, laß dich umarmen. Es ist schön, wieder zu Hause zu sein.«
»Ich bin ja so froh, Jeremias.« Esther wollte in seine ausgebreiteten Arme sinken, da rief unten Robert Daniels seinen Namen.
Jeremias Morgan zuckte fauchend zurück. Haß glomm in seinen Augen. Esther schaute ihn verwundert an. »Was hast du? Es ist doch unser Freund Robert Daniels. Er war mir eine große Hilfe.«
»Schick ihn nach Hause«, zischte Morgan.
»Esther!« rief Daniels. »Was machst du so lange dort oben?«
»Er geht bald von selbst«, sagte Esther zu ihrem Mann.
»Du schickst ihn nach Hause!«
»Das kann ich nicht, nachdem er sich so sehr um mich bemüht hat.«
»Sag ihm, er soll gehen. Kein Wort von mir. Ich möchte ihn nicht sehen.«
»Aber Jeremias, er ist dein Freund, und er macht sich Sorgen um dich. Er würde sich sehr freuen, dich wiederzusehen. Komm mit mir hinunter.« Sie griff nach seiner Hand. »Meine Güte, wie kalt deine Hand ist…«
Jeremias Morgan starrte seine Frau durchdringend an. Eine hypnotische Kraft war in seinen Augen. Sein Blick machte ihr mit einemmal Angst.
»Esther!« rief Daniel wieder. Diesmal befand er sich schon am unteren Ende der Treppe. Die Sache kam ihm nicht ganz geheuer vor.
»Robert!« gab Esther zurück. »Jeremias – er ist hier!«
Morgan stieß einen wütenden Fluch aus. Er packte seine Frau, riß sie zurück, als sie das Schlafzimmer verlassen wollte, und versetzte der Tür einen kraftvollen Tritt.
Als die Tür zuknallte, hörte sich das wie ein Schuß an. »Esther!«
schrie Robert Daniels bestürzt. Er konnte sich lebhaft vorstellen, was soeben passierte. »O mein Gott!« stöhnte er.
Im Schlafzimmer kreischte Esther Morgan. Endlich hatte sie

begriffen. Sie sah die langen Eckzähne ihres Mannes und versuchte sich von ihm verzweifelt zu befreien.
Die Öllampe fiel auf den Boden. Öl floß aus und entzündete sich.
Das Feuer zwang den Vampir, zurückzuweichen. Er ließ von seiner Frau ab. Sie fiel schluchzend gegen die Wand und starrte geistesabwesend in die Flammen, die sich ausbreiteten.
Daniels stürmte die Treppe hinauf, Jeremias Morgan wollte das brennende Zimmer verlassen. Er öffnete die Tür, sah Daniels, der das Obergeschoß schon fast erreicht hatte, warf die Tür wieder zu und stemmte sich dagegen.
Daniels wuchtete sich in vollem Lauf gegen die Tür. Die Tür klappte zwanzig Zentimeter weit auf und fiel dann wieder zu.
Daniels warf sich noch einmal dagegen. Wieder öffnete sich die Tür, und diesmal schob Daniels blitzschnell den Fuß dazwischen.
»Esther!« schrie er aufgeregt. »Bring dich in Sicherheit!«
Der Vampir lachte. »Esther wird mit mir verbrennen!«
»Nein!« schrie Esther.
»Versuch durch das Fenster zu entkommen, Esther!« rief Daniels.
Die Frau befolgte seinen Rat. Sie hastete zum Fenster und öffnete es. Jeremias Morgan konnte sie nicht zurückhalten, denn wenn er sich von der Tür wegrührte, gelangte Daniels in das Schlafzimmer.
Verbissen kämpfte Daniels um den Eintritt. Indessen kletterte Esther Morgan aus dem Fenster. Das Feuer breitete sich immer mehr aus. Es hatte beinahe den Anschein, als legte es Morgan darauf an, hier zu verbrennen.
Immer wieder warf sich Daniels gegen die Tür. Jedesmal schob er den Vampir ein Stück weiter zurück. Nun konnte er schon seine Schulter zur Tür hineinschieben. Und er zwängte sich weiter hinein.
Da gab Jeremias Morgan auf. Er federte zurück, die Tür schwang zur Seite, und die einstigen Freunde standen einander als Todfeinde gegenüber. Dennoch war es keine Parallele zu Tony Ballard und Frank Esslin, denn Esslin war noch ein Mensch, während Pacar und seine Vampir-Diener aus Jeremias Morgan ein Schattenwesen gemacht hatten.
Fauchend stürzte sich der Vampir auf Daniels. Morgan rammte Daniels kraftvoll aus dem Schlafzimmer.
Esther Morgan kroch kniend über die Holzschindeln. Zitternd vor Aufregung und Angst erreichte sie das Fenster, das in Selmas Kammer führte. Jeremias hatte sie bestimmt belogen.
Er hatte Selma nicht gesehen. Garantiert wußte er nicht, wo das Kind war. Oder begegnete er ihr in der Vampirhöhle? Gut aufgehoben wäre sie, hatte er behauptet.
Bei Vampiren? Als Vampirin?
Ein Schmerz durchraste Esther Morgans Herz. Ihr war, als hätte ein

Schwert ihre Brust durchbohrt. Sie bewegte sich unsicher, wäre beinahe vom Dach gefallen, stürzte dann aber in Selmas Kammer.

Nebenan tobte ein Kampf auf Leben und Tod… Und es brannte!

Esther erhob sich schwerfällig. Das Feuer! Sie mußte es ersticken!

Rasch öffnete sie den Schrank und riß eine dicke Decke heraus. Als sie aus der Kammer ihrer Tochter trat, erreichten Robert Daniels und Jeremias Morgan die Treppe.

Einer klammerte sich an den anderen. Der Vampir wollte Daniels die spitzen Zähne in den Hals schlagen. Daniels verlor den Halt, und beide stürzten die Holztreppe hinunter.

Esther stieß einen schrillen Schrei aus. Wie erstarrt stand sie da und blickte den Männern nach, die sich immer wieder überschlugen. Unten angelangt, sprangen die beiden auf, und der erbitterte Kampf ging weiter.

Esther Morgan erinnerte sich des Feuers und eilte in das Schlafzimmer. Beißender Rauch legte sich auf ihre Lunge. Sie kämpfte verzweifelt gegen die Flammen an, erstickte die Feuerzungen mit der Decke und dämmte den Brandherd mehr und mehr ein.

Unten packte Robert Daniels den Vampir, drehte sich mit ihm und rammte ihn mit großer Kraft gegen die Wand. Das Schattenwesen knurrte. Daniels hieb mit seinen Fäusten auf den Blutsauger ein.

Er wußte, daß er Jeremias Morgan besiegen mußte, sonst breitete sich der Vampirismus im Dorf wie die Pest aus. Auf dem Boden lag das Kruzifix des zerstörten Altars.

Daniels hob es auf. Morgan wollte sich auf ihn stürzen, da drehte sich Daniels um und streckte dem Vampir das geweihte Kreuz entgegen. Morgans Augen weiteten sich in panischem Schrecken.

Sein Gesicht verzerrte sich, und er stieß einen markerschütternden Schrei aus. Verstört wich er zurück. Der Anblick des Kreuzes rief in ihm Höllenqualen hervor.

Er hob die Arme schützend vor die Augen. Daniels schlug sie ihm nach unten und drückte ihm das Kruzifix mitten ins Gesicht.

Wie vom Blitz getroffen brach der Vampir zusammen.

Oben wankte Esther Morgan hustend aus dem Zimmer. Es war ihr gelungen, alle Flammen zu ersticken. Grau im Gesicht lehnte sie sich an den Handlauf. Daniels rief sie.

»Einen Strick! Schnell! Ich muß Jeremias fesseln!« schrie er.

Esther tappte die Treppe herunter. Der beißende Rauchgeruch verteilte sich im ganzen Haus.

»Beeile dich!« trieb Daniels die Frau an. »Er ist nur bewußtlos. In wenigen Augenblicken wird er zu sich kommen. Bis dahin muß ich ihn gefesselt haben.«

Auf dem bleichen Gesicht des Vampirs war der Abdruck des Kreuzes zu sehen. Daniels drückte dem Schattenwesen das Kruzifix auf die

Brust, um es niederzuhalten, wenn es die Augen wieder aufschlug.

»Es ist zuviel für mich«, stöhnte Esther Morgan kopfschüttelnd.

»Es übersteigt meine Kräfte, Robert.«

»Du darfst jetzt nicht schlappmachen, Esther« redete ihr Daniels eindringlich zu. »Ich brauche deine Hilfe! Wir müssen Jeremias erlösen!«

Sie schleppte sich fort und brachte einen Strick. Ihr Atem ging schwer, ihr Augen schwammen in Tränen. Ihr Jeremias war nun zu einem blutgierigen Ungeheuer geworden, zu einer schattenlosen Bestie, die nur noch Böses und die Vernichtung der Menschen im Sinn hatte.

Er war für alle Zeiten verloren. Aus einem Menschen, der zum Blutsauger wurde, konnte man keinen Menschen mehr machen.

Man konnte ihn von seinem unseligen Schattendasein nur noch erlösen. Es war eine grausame Prozedur.

Als Robert Daniels den Vampir an Händen und Füßen gefesselt hatte, hob er ihn hoch und trug ihn in die Küche. Er legte den Untoten auf den Tisch, an dem er mit seinem Freund oft gesessen, gelacht, gescherzt und getrunken hatte.

Vorbei war es damit, und schuld daran war Pacar, dieser gottverfluchte Vampir. Aber auch Jeremias Morgan selbst war an diesem furchtbaren Schicksal schuld, denn er hatte sich von seinen Freunden nicht abhalten lassen, die Vampirhöhle zu betreten.

Das hat er nun davon, dachte Daniels verbittert. Einen lebenden Toten hat Pacar aus ihm gemacht. Herr im Himmel, wann wird sich jemand finden, der diesem blutrünstigen Ungeheuer und seinen Dienern den Garaus macht?

Der Strick war lang. Daniels konnte den Vampir damit auch noch auf die Tischplatte binden. Schweißüberströmt war sein Gesicht, von den Anstrengungen gezeichnet.

Er blickte Esther ernst an. »Du weißt, was nun geschehen muß.«

Die unglückliche Frau biß sich auf die Unterlippe und nickte langsam.

»Wenn du nicht dabei sein kannst, gehe hinaus.«

Sie nickte wieder rührte sich aber nicht von der Stelle.

Verzweifelt betrachtete sie das fahle Gesicht des Untoten. »Ich war mit ihm so glücklich. Er war der beste Mann, den sich eine Frau wünschen kann. Arbeitsam, fleißig, aufrichtig. Warum tut der Herr mir das an, Robert?«

»Er prüft dich.«

»Ist es ihm egal, ob ich daran zerbreche?«

»Nein, Esther, ich glaube nicht, daß ihm das egal ist.« Daniels gab ihr das Kruzifix. »Hier, nimm es und paß auf Jeremias auf. Ich muß kurz in den Schuppen.«

Er verließ die Küche, drehte sich noch einmal um und warnte sie eindringlich sich vor Jeremias in acht zu nehmen.
»Er ist gefesselt«, erwiderte sie.
»Er wird versuchen, dich zu überreden, ihn zu befreien. Das darfst du unter gar keinen Umständen tun. Was immer er sagt, hör nicht zu. Er ist falsch. Er ist eine Bestie. Er ist kein Mensch mehr. Wenn er freikommt, bringt er dich um!«
»Ich lasse ihn nicht frei.«
Daniels verließ das Haus. Im Schuppen nahm er eine Axt in die Hand, nahm einen Eichenholzklotz auf und begab sich damit zum Hackstock, um daraus einen Pflock zu fertigen, den er dem einstigen Freund in die Brust treiben konnte.
Mittlerweile kam Jeremias Morgan zu sich. Esther stand zwei Schritte vom Tisch entfernt und zitterte wie Espenlaub.
»Esther«, sagte Jeremias Morgan leise. »Esther, komm näher.«
Sie schüttelte furchtsam den Kopf.
»Du brauchst keine Angst zu haben. Dir würde ich nie etwas tun. Dir nie, Esther. Denkst du, ich kann vergessen, was ich für dich empfunden habe?«
Was immer er sagt, hör nicht zu…
»Wo ist Robert« fragte der Vampir.
»Im Schuppen.«
»Er will mich töten.«
»Nicht töten, Jeremias – erlösen.«
»Das darfst du nicht zulassen. Du bist meine Frau.«
»Nein, Jeremias, das bin ich nicht mehr. Witwe bin ich. Du lebst nicht mehr.«
»Aber ich kann doch noch mit dir sprechen.«
»Dennoch bist du tot.«
»Wenn du mir die Fesseln abnimmst, verspreche ich dir, von hier fortzugehen.«
»Wohin?«
»In den Wald. Nie mehr würde ich in dieses Dorf zurückkehren. Keiner brauchte vor mir Angst zu haben.«
»Du würdest Menschen töten, ihr Blut trinken.«
»Ich könnte mich vom Blut der Tiere im Wald ernähren, Esther. Robert darf mich nicht töten. Gib mir meine Freiheit. Es ist das einzige, worum ich dich bitte. Ich meine es ehrlich.«
»Was ist mit Selma geschehen?«
»Sie wurde Pacars Opfer.«
»Ist sie jetzt auch ein Vampir?«
»Nein, Pacar hat sie verbrannt.«
Esther schwankte.
»Laß mich frei, Esther, bitte. Mach schnell. Wenn Robert

zurückkehrt, bin ich verloren. Selma lebt nicht mehr. Soll auch ich mein Leben verlieren?«

»Du hast es schon verloren. O Jeremias, warum warst du so unvernünftig? Warum hast du die Vampirhöhle betreten?«

»Ich wollte mir Gewißheit verschaffen. Es geschah auch in deinem Interesse, Esther. Ich habe mich für dich geopfert. Soll Robert mich dafür nun grausam bestrafen? Kannst du dir vorstellen, wie schrecklich es ist, gepfählt zu werden? Robert wird mir den Eichenpflock an die Brust setzen und zuschlagen. Die Holzspitze wird meinen Brustkorb durchdringen und mein Herz durchbohren!«

»Hör auf!« schrie Esther. Sie schüttelte wild den Kopf und hielt sich die Ohren zu. »Ich kann es nicht hören!«

»Du wirst es sogar sehen!«

Was immer er sagt, hör nicht zu…

»Esther, sieh mich an, schau mir in die Augen«, verlangte der Vampir.

Sie wollte es nicht, gehorchte aber, und wieder spürte sie die unheilvolle hypnotische Kraft seines Blickes. Es war so, als würde die Schlange die Maus anstarren.

Der Blutsauger hatte die Absicht, seine Frau in seinen Bann zu schlagen, ihr seinen Willen aufzuzwingen. Es schien ihm auch zu gelingen.

»Komm näher!« verlangte er.

Und Esther machte tatsächlich einen Schritt.

»Noch näher«, befahl ihr der Vampir, und sie gehorchte. »Und nun binde mich los, Esther. Du weißt, was ich dir versprochen habe. Ich werde mich daran halten. Ich bin für die Menschen keine Gefahr. Ich möchte nur am Leben bleiben. Ist das denn zuviel verlangt? Möchte nicht jeder leben?«

Esther bückte sich und griff nach dem Strick, den Robert Daniels festgezurrt hatte. Über das bleiche Gesicht des Schattenwesens huschte ein grausames Lächeln.

Nie und nimmer dachte Jeremias Morgan daran, sich an sein Versprechen zu halten. Tierblut… Pfui Teufel … Nur wenn die Not ganz groß war, trank ein Vampir das Blut eines Tiers.

Sobald Esther ihn losgebunden hatte, würde er sich auf sie stürzen – und gemeinsam würden sie dann über Robert Daniels herfallen. Als Vampire!

Als Esther den Strick berührte, gab es ihr einen Schlag, der sie ernüchterte. Mein Gott, was tue ich? fragte sie sich entsetzt. Jeremias drängte sie, ihm endlich die Fesseln abzunehmen, und er starrte sie mit diesem durchdringenden Blick an, den sie nicht ertragen konnte.

Da warf sie ihm das Kruzifix ins Gesicht, und er stieß ein markerschütterndes Gebrüll aus. Sie fühlte sich frei und trat zurück.

Das Kreuz lag neben seinem Kopf.
»Nimm es weg!« schrie der Vampir gequält. »Nimm das verdammte Ding weg!«
Doch Esther näherte sich dem Tisch nicht mehr, und das Kruzifix verhinderte, daß der Blutsauger ihr noch einmal gefährlich werden konnte.
Robert Daniels kehrte aus dem Schuppen zurück. Er hielt einen glatten, spitzen Eichenpfahl in seiner Rechten. In der Linken trug er die Axt. Sein Gesicht wirkte hart, wie aus Granit gemeißelt.
Als Jeremias Morgan den Eichenpflock sah, gebärdete er sich wie verrückt. Er schrie und heulte, er bäumte sich auf und versuchte die Fesseln zu sprengen.
Er winselte und wimmerte, flehte um Schonung seines Lebens.
»Robert, bei unserer einstigen Freundschaft… Esther, wir waren Mann und Frau …«
Nichts nützte ihm. Er versprach alles mögliche, bot sogar an, sich selbst das Leben zu nehmen, nur Robert Daniels solle es nicht auf diese furchtbare Weise tun.
Daniels blieb hart. Aber es fiel ihm nicht leicht. Etwas schnürte ihm die Kehle zu, als er an den Tisch trat. Er nahm das Kruzifix fort, drückte es Esther in die Hand und sagte: »Bete.«
»Was soll ich beten?« fragte sie heiser.
»Egal. Irgend etwas. Bete für seine arme Seele.«
Esther nickte, nahm das Kreuz in beide Hände, küßte es und sprach murmelnd die Worte eines langen Gebets. Die Worte peinigten das Schattenwesen. Morgan schrie wie auf der Folter, und Esther betete immer lauter.
Robert Daniels trat neben seinen einstigen Freund. »Es tut mir leid«, sagte er aufrichtig.
»Du wirst es nicht tun!« hechelte der Vampir. »Du darfst es nicht tun!«
»Ich *muß* es tun! Es geschieht zu unserem Schutz, und zu deiner Seelenrettung«, sagte Daniels und setzte dem Vampir den Eichenpflock auf die Brust. »Neiiin!« brüllte Jeremias Morgan.
Daniels drehte die Axt um, so daß die dumpfe Seite nach unten wies. Damit wollte er zuschlagen. Mit einem einzigen kraftvollen Schlag wollte er Morgan das Holz ins Herz treiben.
»Pacar!« schrie Jeremias Morgan. »Meister! Hör meinen Hilferuf! Rette mich!«
»Niemand kann dich jetzt noch retten, Jeremias«, sagte Daniels eiskalt.
»Wenn du es wirklich tust, wird Pacar über das Dorf herfallen und meinen Tod rächen!« schrie Morgan. »Er wird mit seinen Vampir-Dienern in jedes Haus eindringen und ein Blutfest feiern, wie du es dir

nicht vorstellen kannst. Willst du das, Robert? Kannst du das verantworten? Pacar macht aus diesem Dorf ein Dorf der Vampire. Frauen, Kinder, Greise – alle werden zu Blutsaugern. Stell dir das vor, Robert. Und du bist dafür verantwortlich. Auch Tery wird es treffen, und dich selbst. Darfst du so eine Gefahr heraufbeschwö- ren?«

Was immer er sagt, hör nicht zu…! dachte Esther erneut.

Sie betete nun schon so laut, daß es sich wie ein hysterisches Geschrei anhörte. Sie wollte, daß ihre Stimme lauter war als die ihres Mannes. Sie wollte nicht hören, was er sagte, und Robert Daniels sollte es auch nicht hören.

Robert durfte sich nicht von Jeremias überreden lassen.

Doch Daniels zögerte. Hatte Jeremias den richtigen Ton angeschlagen? Esther spürte, wie es in ihr heiß hochstieg. Jeremias versuchte auch seinen Freund mit seinem durchdringenden Blick in seinen Bann zu ziehen.

»Laß mich laufen, und das Dorf bleibt verschont«, versprach der Vampir. »Ich verbürge mich dafür. Ich sorge dafür, daß Pacar mit seinen Dienern nie hierherkommt, Robert. Dieses Angebot darfst du nicht ausschlagen. Du erkaufst damit ewigen Frieden für das Dorf.«

Esther hörte auf zu beten. Gespannt wartete sie. Wie würde sich Robert nun entscheiden? Würde er die Kraft aufbringen, den Freund, der ja nur noch eine gefährliche menschliche Hülle war, zu töten?

»Robert!« preßte Esther heiser hervor. »Ich bitte dich, tu es endlich!«

»Robert!« stieß der Vampir aufgeregt hervor. »Hör nicht auf sie. Sie haßt mich. Sie haßte seit jeher dieses Dorf. Es wäre ihr willkommen, wenn alle Menschen hier den Tod finden würden. Es würde ihr nicht einmal etwas ausmachen, dabei selbst ihr Leben zu verlieren.«

»Das ist nicht wahr!« schrie Esther.

»Ich kenne dich. Ich war mit dir verheiratet! Du haßt die Menschen, die in diesem Dorf leben. Warum leugnest du es?«

»Wirst du wohl endlich den Mund halten, du verfluchtes Höllenwesen?« schrie Esther und eilte zu ihm. Sie legte ihm das Kruzifix auf den Mund und verlangte schluchzend von Robert Daniels, er sollte ihren Mann endlich erlösen.

Und Daniels hob die Axt…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 26 »Ich jagte das rote Skelett«